Heute auf Seite 3: Sie tanzen nur einen Sommer

Das Ostpreußenblatt

Organ der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Jahrgang 23 / Folge 30 — Hamburg, Parkallee 84 / 22. Juli 1972 — 3 J 5524 C

Unionsparteien sehen die Gefahr einer Volksfront

Können Verfassungsordnung und innenpolitische Stabilität gewährleistet werden? — Klare Abgrenzung gegen Radikale gefordert

Bonn — Der Vorsitzende des Innen- und Rechtspolitischen Arbeitskreises der Unionsparteien, der Bundestagsabgeordnete Friedrich Vogel, hat in der vergangenen Woche in Bonn der Presse eine Dokumentation übergeben, in der „ausgeprägte und vielfältige Volksfronttendenzen" darauf hindeuten sollen, daß die SPD dabei sei, „ihren Charakter als Volkspartei zu verspielen". Vogel sagte dazu, die Entwicklung innerhalb der SPD könne auch der CDU/CSU nicht gleichgültig sein, da die Bundesrepublik einer intakten Alternative zur CDU/CSU bedürfe. Vogel appellierte an „die Demokraten in der SPD, für klare Abgrenzung in Wort und Tat gegenüber linken Feinden der Demokratie und gegen jegliche Form linker Volksfront-Tendenzen" zu kämpfen.

In einer der Presse übergebenen Dokumentation, die sich auf Auszüge aus Erklärungen, Flugblättern und Interviews von einflußreichen Sozialdemokraten wie z. B. des schleswig-holsteinischen SPD-Landesvorsitzenden Jochen Steffen und führender Jungsozialisten stützt und sich auf Material bezieht, das seit Anfang dieses Jahres erstellt wurde, wird insbesondere auf Aktionsgemeinschaften zwischen Sozialdemokraten und Angehörigen linksradikaler Organisationen, sowie auf die Radikalisierung der Jungsozialisten, die in Fundamental-Opposition zur bestehenden Verfassungs- und Gesellschaftsordnung stehen, hingewiesen. Der Eroberung innerparteilicher Positionen in der SPD durch deren linken Flügel stehe Lethargie und Konzeptionslosigkeit gegenüber der Aufgabe der SPD entgegen, deren Charakter als Volkspartei zu erhalten.

Zwar nicht im Zusammenhang mit dieser Dokumentation, aber als „ein nicht unübersehbares Zeichen" wird in Bonn vermerkt, daß z. B. der SPD-Pressedienst dem SED-Chef Erich Honecker ein „breites Maß an Popularität" bei der „DDR"-Bevölkerung und „betonte Sachlichkeit" bescheinigt und von Ulbrichts Nachfolger als Erstem Sekretär der Ostdeutschen Einheitspartei lobend zu vermelden weiß, er habe sich „in dieser Spitzenfunktion der Staatspartei der DDR . . . in seiner jetzt mehr als einjährigen Amtszeit . . . überraschend schnell großes Wohlwollen erworben." Solche Veröffentlichungen werden von Bonner Beobachtern in dem Sinne gewertet, daß die mit den „fortschrittlichen Kräften in der DDR" sympathisierenden Kräfte innerhalb der SPD-Publizistik an Boden gewinnen. Man weist darauf hin, daß zu gleicher Zeit, da derartige Anbiederungsversuche gestartet werden, mitteldeutsche Handwerksbetriebe, die bisher halbprivat geführt werden durften, nun ebenfalls von einer neuen Enteignungswelle der „DDR" unmittelbar erfaßt und die letzten freien Existenzen verstaatlicht werden. **E. B.**



Staatssekretär Wetzel: Nach 26 Jahren SPD wegen Linksdruck verlassen — Foto AP

Von draußen gesehen . . .

Venedig, 17. Juli 1972

H. W. — *Überall dort, wo man heute mit politisch interessierten Europäern aus anderen Nationen zusammentrifft, begegnet man als Deutscher einem besonderen Interesse. Nicht als Person, sondern als einer, von dem man annimmt, er vermöge etwas auszusagen über das, was in der Bundesrepublik Deutschland — und nur von ihr wird gesprochen, wenn man sich über Deutschland unterhält — werden wird. Es ist interessant, daß der Abgang des Ministers Schiller eine weit lebhaftere Beachtung gefunden hat, als das gemeinhin anzunehmen ist. Und die Italiener, die mit Interesse beobachten, ob und wie sich ihre neue Regierung Andreotti halten kann, sind ganz Ohr, wenn es darum geht, etwas über die Entwicklung eben in Deutschland zu hören. Die Frage, woher dieses Interesse kommt, ist schnell beantwortet: Auch heute noch — oder wieder — sind die Deutschen so eine Art Garant für die Sicherheit, für Stabilität und für Ordnung.*

Über die Umtriebe der Baader und Meinhof und wie sie sonst alle heißen mögen, die sich darin gefallen, unseren Staat zu bekämpfen, ist man teils mehr, teils weniger unterrichtet. Aber darüber, daß es innerhalb der sozialdemokratischen Regierung (von der FDP spricht niemand!) mehr als kriselt, darüber weiß man genau Bescheid. Vielleicht, weil jener jetzt gegangene Minister Schiller durch die Regierungspropaganda als der Garant für die freie Marktwirtschaft und überhaupt dafür verkauft worden ist, daß es eben nicht zu sozialistischen Experimenten kommt.

Man kennt hier sicherlich nicht die feinen Unterschiede, wenn zum Beispiel der Bundeskanzler in einem Fernsehinterview im Zusammenhang mit dem sozialdemokratischen SPD-Wirtschaftskurs nur mehr von „Marktwirtschaft" spricht, ohne den bisher dazugehörigen Begriff „sozial" zu gebrauchen. Andererseits — man weiß durchaus, daß es jenseits der Adria, in Jugoslawien, möglich war, eine „soziale Marktwirtschaft" auf eine „Nur-Marktwirtschaft" umzustellen. Noch signalisiert Brandts Weglassung nicht bestimmte Absichten, aber trotzdem fragt man sich, ob Bonn mit der Zeit nicht einen Kurs steuern wird, der eine Annäherung an die „DDR" ermöglicht.

Genau da aber liegt des Pudels Kern. Und das kommt in Gesprächen zum Ausdruck. In Gesprächen mit Männern und Frauen, die sich noch nicht damit abgefunden haben, daß Europa „sozialistisch" wird. Sicherlich, Ostpreußen, Pommern, Königsberg und Breslau — das sind hier Begriffe, die mancher noch nie gehört hat. Trotzdem schüttelt man den Kopf, wenn man erklärt, welches riesige Gebiet den Sowjets und den Polen überlassen wurde, ohne daß in der Bundesrepublik halbmast geflaggt gewesen oder irgendwer nicht seinen gemütlichen Abendschoppen eingenommen hätte. Die Italiener denken zum Beispiel nicht daran, die zu Jugoslawien geschlagene „Zone B" um Triest einfach abzuschreiben und man vermag sich auch keine Regierung in Rom vorzustellen, die eine solche Entscheidung treffen würde.

In vielen Gesprächen war festzustellen, daß Bonn jetzt — sozusagen über Jahrzehnte — unterlassen hat, den deutschen Standpunkt auch in der öffentlichen Meinung des Auslandes zu unterbauen. Es mag sein, daß in vielen Ländern — für die immer noch Alpha und Omega ihrer Politik ist, Deutschland kleinzuhalten — die ewige Teilung Deutschland nicht ungern gesehen und die Amputation des deutschen Ostens nicht nur heimlich begrüßt wird; aber alles das würde aus völliger Unkenntnis der langfristigen Auswirkungen der bundesdeutschen Ostpolitik erfolgen. Würde nämlich

Wiedervereinigung der deutschen Staaten möglich

Ein aufschlußreicher polnischer Diskussionsbeitrag zur deutschen Frage

Warschau — Radio Warschau brachte kürzlich einen wichtigen Diskussionsbeitrag zur Frage der Wiedervereinigung Deutschlands. In Form eines Frage- und Antwort-Spiels wurde zum Ausdruck gebracht, daß unter Wiedervereinigung Deutschlands eine „Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten" im Raum zwischen der Oder und dem Rhein zu verstehen sei, und es wurde — verdeutlichend — hinzugefügt, daß der Zusammenschluß zwischen Ägypten und Syrien als eine Art Präzedenzfall für die Lösung der deutschen Frage betrachtet werden könnte. Außerdem wurde die Ansicht vertreten, daß allein noch die „grundsätzlichen Systemunterschiede" in der „DDR" und in der Bundesrepublik die Lösung des Deutschlandproblems durch eine Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten erschwerten.

Zwar äußerte sich der polnische Sender nicht in einem eigenen Kommentar zu diesem entscheidenden europäischen Problem, sondern in einem Jugendforum; dennoch kam dieser Sendung ganz besondere Bedeutung zu, da sie an dem Tag in polnischer Sprache ausgestrahlt wurde, als sich der Erste Sekretär der SED, Erich Honecker, und der polnische Parteichef Edward Gierek „in einem Ort der Wojewodschaft Grünberg" — in der Nähe der Oder-Neiße-Linie — zu eingehenden Gesprächen über das Verhältnis zwischen der „DDR" und der Volksrepublik Polen trafen. Honecker wurde von Ministerpräsident Stoph, vom Mitglied des Politbüros der SED Hermann Axen, vom stellvertretenden Ministerpräsidenten Kurt Fichtner und vom stellvertretenden Leiter der Abteilung für internationale Verbindungen des ZK der SED, Gerd König, begleitet, während auf polnischer Seite außer Gierek selbst Premierminister Jaroszewicz, das Politbüro-Mitglied Szlachcic, der stellvertretende Ministerpräsident Mitrega und der Leiter der internationalen Abteilung des ZK Frelek, an den Gesprächen teilnahmen.

In der Sendung von Radio Warschau, die sich mit der deutschen Frage befaßte, wurde nicht ausdrücklich auf diese Begegnung der beiden Parteiführer und ihrer Delegationen Bezug genommen, doch bestand ohne jeden Zweifel ein aktueller politischer Zusammenhang zwischen dem, was in dem Jugendforum erörtert wurde, und dem, was die Partei- und Regierungsvertreter der beiden Länder besprochen haben.

In der von Radio Warschau übertragenen Diskussion wurde die Frage nach der Wiedervereinigung Deutschlands in der Weise aufgeworfen, daß zunächst festgestellt wurde, in der Bundesrepublik gebe es noch Kräfte, welche den Gedanken eines Friedensvertrages verträten, wobei diese Kräfte damit rechneten, daß ein solcher Friedensvertrag zu einer Wiedervereinigung Deutschlands führen könne. Bezeichnenderweise wurde keineswegs gegen eine solche Auffassung polemisiert, sondern vielmehr von einem Gesprächsteilnehmer sogleich eingeworfen, „rein theoretisch" bleibe „die Wiedervereinigung möglich". Auch diese Bemerkung wurde nicht zurückgewiesen, sondern daraufhin allein betont, wegen der „grundsätzlichen Systemunterschiede" zwischen der DDR und der Bundesrepublik könne dieser Fragenkomplex „für eine gewisse Zeit" nicht behoben werden. Dann aber erfolgte auf die weitere Frage, ob „in Europa überhaupt jemand wirklich an einer Wiedervereinigung Deutschlands interessiert" sein könne, die aufschlußreiche Antwort: „Wenn wir — natürlich nur rein theoretisch — von der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten sprechen, so kann sie keinesfalls eine Revision der bestehenden Grenzen Deutschlands bedeuten."

Damit wurde zum Ausdruck gebracht, daß unter Wiedervereinigung Deutschlands eine „Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten" zu verstehen wäre. Dies wurde sogleich dadurch unterstrichen, daß anschließend erklärt wurde, wie theoretisch eine solche Wiedervereinigung vonstatten gehen könnte. Der diesbezügliche Passus lautet:

„Einen Präzedenzfall kann hier beispielsweise das Entstehen der arabischen Republik bieten. Die Vereinigung Ägyptens mit Syrien zog keine Veränderung der Grenze zwischen dem neu entstandenen Staat und den Nachbarländern nach sich. Die äußeren Grenzen Deutschlands — in diesem Fall natürlich Deutschland als Ganzes betrachtet — sind durch internationale Abkommen festgelegt. In der Konsequenz ergibt sich, daß die deutschen Staaten nur die Gebiete zusammenfassen können, die ihnen gegenwärtig gehören."

den Völkern in England, Frankreich, Italien, selbst in den USA, klarer und bewußter sein, daß der Moskauer Vertrag der sowjetische Hebel für eine Westpolitik sein wird, die sich keineswegs damit begnügen würde, am Rhein oder bei Aachen stehen zu bleiben, dann würden Einstellung und Haltung der Bevölkerung sehr viel anders sein . . . Nur langsam erst beginnt zu dämmern, daß mit der „neuen Ostpolitik" eine Entwicklung in Gang gesetzt sein könnte, die zu dem Gegenteil dessen führt, was man in gewissen Hauptstädten als Alptraum empfindet: Die Wiedervereinigung.

So absurd das zur Stunde vielleicht klingen mag, aber ein „Neues Deutschland" (gemeint ist keineswegs die Zentral-Gazette der SED), das sich in keiner Zwei-Fronten-Lage mehr befindet, sondern sich mit dem Rücken an den sowjetischen Koloß anlehnen und sozialistisch sein würde — ein solches sozialistisches Deutschland wäre dann für die europäischen Völker eine neue „deutsche Gefahr".

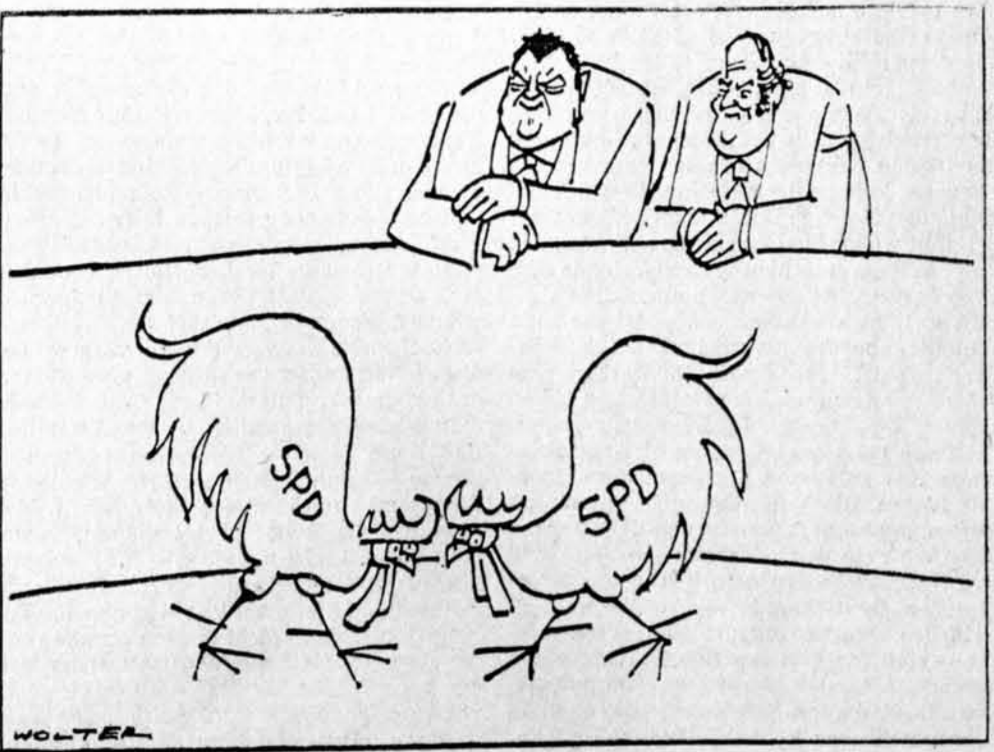
Man mag es also drehen, wie immer man will: Eine Deutschlandpolitik, bei der die Annäherung dadurch zustandekommt, daß sich bei uns ein Wandel vollzieht eben in der Richtung, die von der radikalen Linken aufgezeigt wird, muß uns ganz zwangsläufig in einen Gegensatz zum freien Westen bringen. Käme es dazu, so würde der Westen für gewisse Kurzsichtigkeiten zahlen müssen, die sich zeigten, als er nicht erkannte, daß die europäischen Völker in einem gemeinsamen Boot sitzen. Mit dem sacre egoismo, dem geheiligten Egoismus der Vergangenheit, kann Europa sich dem Sowjetblock gegenüber auf die Dauer nicht behaupten. Mangelndes Verständnis für die berechtigten deutschen Interessen im Westen müssen ganz zwangsläufig zu einer Situation führen, die die Sowjets mit Sicherheit für sich zu nutzen wissen werden.

So manche nationalen Querelen und so vilee Eifersüchteleien berechtigen zu der Frage, ob dem Westen Europas keine andere Rolle mehr zugedacht ist, als den Portier für die Zukunft der Russen zu spielen. Das kommt dann nicht über Nacht, sondern bereitet sich Schritt für Schritt in den einzelnen Völkern vor. Ein Abgang von der sozialen Marktwirtschaft wäre ein solcher Schritt. Nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch draußen beobachtet man daher sehr genau, was sich in Bonn tun wird.

Am Rande vermerkt

Die kürzlich abgehaltene Bundestagsdebatte über die innere Sicherheit und die Verhaltungen der Mitglieder einer anarchistischen Terrorbande weisen auf ein Problem hin, das man erst jetzt in seinem vollen Umfang erkennt. Wenn einsichtsvolle Politiker, besonders aus den Reihen der Heimatvertriebenen, schon vor zwanzig Jahren auf Grund der Tendenz im Rundfunk und einem großen Teil der Presse das prophezeiten, was heute Wirklichkeit geworden ist, dann wurden sie verspottet und als ewig Gestrige hingestellt. Die konstante Verächtlichmachung des Staates und die ständigen Angriffe gegen die gesellschaftliche Ordnung mußten zwangsläufig dazu führen, daß innerlich haltlose junge Menschen die Parolen linksradikaler Weltverbesserer ernst nahmen.

Heute sitzt ein Teil dieser jungen Menschen in den Gefängnissen, und jene, auf deren Wort sie gehört haben, beschimpfen sie oder distanzieren sich von ihnen. Konsequent sind eigentlich nur Leute vom Schlage eines Heinrich Böll, die den geistigen Boden für Nihilismus und Anarchie vorbereiten halfen und die deshalb heute die von ihnen Verführten verteidigen. Damit ist aber das Unheil, das sie angerichtet haben, nicht zu entschuldigen.



Der Wahlkampf hat begonnen

Zeichnung aus „Kölnische Rundschau"

Frankreich:

Freundschaft auf dem Tiefpunkt

Das Pariser Unbehagen über bundesdeutsche Vaterlandslosigkeit hat zugenommen

Während man in der Bundesrepublik von jeher den bei den Sozialisten so beliebten „fata morganas" nachjagt, treibt man in Paris nüchterne Realpolitik. General de Gaulle prägte den Begriff eines „Europa der Vaterländer". Sein Nachfolger Pompidou hat ihn sich zu eigen gemacht und noch in hundert Jahren wird es kein französischer Staatschef wagen können, Frankreichs eigene Souveränität den fremden Händen supernationaler Institutionen auszuliefern.

Uns Deutschen hat man Preußen von der Landkarte gelöscht, hat man das Reich zerschlagen, den Begriff der „gemeinsamen Nation" zu billigem Lippenbekenntnis und das Wort „Vaterland" lächerlich gemacht. Wie soll ein Volk, wie sollen politische Parteien die Idee eines „Europas der Vaterländer" überhaupt begreifen, wenn sie ganz und gar verlernt haben, was das Wort „Vaterland" bedeutet. Schon diese psychologischer Situation bundesdeutscher Nachkriegszeit macht uns eine objektive pragmatische Würdigung des französischen Standpunktes, — den übrigens u. a. auch die Engländer bejahen, — völlig unmöglich.

Für jeden französischen Staatschef ist der Begriff „Vaterland" eine unveränderbare und natürliche Einordnung jedes französischen Individuums in eine unverrückbare Institution, in der sich Emotion und Verstand harmonisch vereinen. Bundeskanzler Brandt kennt, — und das soll kein allein zur Person bezogenes Wortspiel sein, — bestenfalls den Begriff des Mutterlandes. Der mit dem Wort „Vater" verbundene Autoritätsbegriff wird von ihm und seinen sozialistischen Gesinnungsgenossen als „reaktionäres Relikt" abgelehnt.

Pompidou fordert, ebenso wie de Gaulle, eine europäische Konföderation von in sich selbst souverän festgefügten europäischen Staaten, die aus verwandter Bejahung christlich-abendländischer Lebens- und Wirtschaftsauffassung bei Wahrung aller Eigenständigkeit in echten Gemeinschaftsaufgaben gegenüber Drittländern ausschließlich aus aktuellen Notwendigkeiten eine gemeinsame Haltung eingehen.

Bundeskanzler Brandt wünscht ein Europa, das mit supranationalen Vollmachten den Begriff Vaterland gesamteuropäisch abbaut und durch supranationales Denken und Handeln ersetzt.

Die „bundesdeutsche Vaterlandslosigkeit" ist den Franzosen aller politischen Parteien völlig unverständlich und erfüllt sie bis zur kommunistischen Partei Frankreichs mit denkbar größtem Mißtrauen. Darüber aber hört man hierzulande kein Wort, und man will es nicht wahrhaben, wie grundsätzlich sich die französische Haltung seit Adenauers Rücktritt vom Kanzleramt von Jahr zu Jahr änderte, bis sie jetzt einen Tiefpunkt erreicht hat. Heute scheint es kaum noch vorstellbar, daß so kurz nach dem Kriege nicht zum wenigsten aus französischer Initiative der Deutsche, Professor Hallstein, EWG-Präsident werden konnte.

Hier und heute heißt es, französischer Dünkel und „Gloria-Denken" seien der Grund für die Forderung, das künftige politische EWG-Sekretariat nach Paris zu legen. Zu Zeiten Adenauers hätten die Franzosen auch darüber mit sich reden lassen. Heute glauben sie, daß es zur Schaffung eines gesunden „Europas der Vaterländer" notwendig ist, dieses Sekretariat so unabhängig von Brandt zu machen, wie nur irgend möglich.

Hierzulande wird die Öffentlichkeit ständig dahingehend unterrichtet, Frankreich sei antiamerikanisch. Das ist eine Irreführung. Frankreich will ein Europa, das mit Amerika durch feste Freundschaftsverträge eng verbunden ist. Aber es will keine Abhängigkeit von den USA, sondern Verträge zwischen „Gleichberechtigten". Es war nicht Pompidou, sondern Willy Brandt, der als erster Politiker Europas nicht nur eine russische, sondern auch eine amerikanische Truppenverminderung in Europa forderte.

Frankreich, dessen Generalstab von Parteipolitik unabhängiger und damit heute besser und dessen Geheimdienst politisch zuverlässiger sein dürfte, als dies jetzt bei uns der Fall ist, hat gegen jeden amerikanischen Truppenabzug zur Zeit größte Bedenken. Paris weiß nur zu gut, daß hier proportionelle Entscheidungen praktisch nahezu unmöglich sind. Man ist der Ansicht, daß jeder Abschreckungswert verloren geht, wenn die bestehenden Kontingente, — insbesondere die amerikanischen — vermindert werden. (Diesen Standpunkt teilen übrigens u. W. auch die bundesdeutschen Generalstabsoffiziere, wenn sie auch „den Mund halten" müssen.)

In Paris vertritt man den Standpunkt, daß Brandt ohne gründliche Aussprache mit dem französischen Freund auch in dieser Frage wieder einmal in Selbstüberschätzung die europäische Gesamtsituation nicht genügend übersah.

Franzosen sind bis zur Grenze ihrer Selbsterhaltung sehr liebenswürdige Menschen. Wird diese Grenze jedoch überschritten, so werden sie sehr harte Verwandler. Kommt es nicht zu einer Verständigung mit Paris, so hat Brandt sein Wort von der „Einbettung" der Bundesrepublik in das westliche Bündnis gebrochen. Wird das offenbar, so kostet es der SPD Millionen von Stimmen bei der Bundestagswahl.

Indochina:

Friedenshoffnungen für Vietnam

Hanoi kann den Krieg nicht mehr unbegrenzt fortsetzen

Vieles deutet darauf hin, daß der Vietnamkrieg in seine Schlußphase eintritt. In den letzten Tagen haben sich die diplomatischen Bemühungen verstärkt, ihn zu beenden, gleichzeitig ist eine gewisse Beruhigung auf dem Kriegsschauplatz eingetreten.

Beide Seiten scheinen erkannt zu haben, daß eine Entscheidung auf dem Schlachtfeld nicht mehr herbeigeführt werden kann. Auch bei voller amerikanischer Präsenz könnten die Nordvietnamesen einen Guerillakrieg noch lange Jahre fortsetzen, während sie bei einem konventionellen Krieg, wie die massiven Folgen der Invasion General Giaps zeigen, auch bei einer amerikanischen Minimalpräsenz eine Niederlage erleiden müßten. Die Verhältnisse in Nordvietnam selbst sind nicht mehr so stabil, daß die Regierung in Hanoi den Krieg unbegrenzt fortsetzen könnte. Hier haben die Verheerungen, die die amerikanischen Bombardements anrichteten, zu einer katastrophalen Veränderung in der Bevölkerungsstimmung geführt. Selbst eine kommunistische Regierung kann das nicht außer acht lassen.

Alles spricht dafür, daß die Nordvietnamesen die Phase verstärkter diplomatischer Bemühungen nicht nur als Gelegenheit zur militärischen Umgruppierung und zum Waffenputzen verwenden. In Hanoi hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß die verstärkten Bombardements, die die nordvietnamesische Wirtschaft härter treffen als erwartet, indirekt auch eine Folge der Besuche Nixons in Peking und Moskau sind. Nixon kann sein Risiko viel exakter kalkulieren als seine Vorgänger, weil er weiß, daß er sich mit den Bomben nicht die „ganz große Eskalation" einhandelt, die in der totalen Konfrontation mit den Sowjets oder den Chinesen bestehen würde. Der weltpolitische Wert des Vietnamkrieges ist für Moskau und Peking nicht so hoch, wie man vor den Nixon-Reisen annehmen mußte.

Andererseits ist für Hanoi die Chance in greifbare Nähe gerückt, seine Kriegsziele auf politischem Wege zu erreichen. Früher als sicher geltende südvietnamesische Territorien — etwa das Mekong-Delta oder das zentrale Hochland — sind unsicher geworden und gelten als von Vietkong unterwandert. Zudem haben bereits Giaps Anfangserfolge das Pazifizierungsprogramm Saigons zerschlagen. Die Amerikaner und Südvietnam fordern die von den Nordvietnamesen eroberten Gebiete, Giaps Invasionsbeute, nicht zurück, und Nixons Friedensvorschlag eines international kontrollierten Waffenstillstandes unter Einschluß des schnelleren Abzugs der USA aus Vietnam liegt nach wie vor auf dem Verhandlungstisch, an den die „Tauben" in Hanoi mit Macht zurückdrängen. Was als greifbare Möglichkeit bevorstehen könnte, brauchen die Kommunisten nicht zu befürchten. Das unkontrollierbare Territorium würde es im Falle einer neuerlichen Teilung Vietnams den Nordvietnamesen erlauben, überall da präsent zu sein, wo sie es möchten. Die Amerikaner stehen unmittelbar davor, Vietnam zu verlieren, ohne dort besiegt worden zu sein.

Peter Rückert

SED:

Betriebe sollen unterwandert werden

Infiltration auf Schleichwegen — Viel Geld für die „Westarbeit"

Berlin — 250 Millionen Mark wendet die SED jährlich für „Westarbeit" auf. Ein Teil der Mittel dient nicht zuletzt dazu, durch Einflußnahme auf die westdeutsche Publizistik eben diese „Westarbeit" vor den Augen der Bevölkerung zu verschleiern. Mit der Maske des Biedermanns nimmt die DKP Anteil an der Arbeit der Gewerkschaften. Ihre Mitglieder werden ständig darauf getrimmt, im DGB den kommunisten Einfluß zu verstärken.

„Man muß", so schrieb Lenin, „zu allen Opfern entschlossen sein und sogar — wenn es sein muß — zu allen möglichen Kniffen, Listen, illegalen Methoden, zum Verschweigen, Verheimlichen der Wahrheit bereit sein, um nur in die Gewerkschaften hineinzukommen, in ihnen zu bleiben und in ihnen um jeden Preis kommunistische Arbeit zu leisten". Getreu diesem Wort bemüht sich der „Freie Deutsche Gewerkschaftsbund" (FDGB) der „DDR", in der Bundesrepublik vorzugehen. Ein weitreichender Infiltrationsapparat und erhebliche Geldmittel stehen ihm bei seiner „Westarbeit" zur Verfügung. Im Vorstand des FDGB wurde dafür eine eigene Abteilung geschaffen, die den Namen „Büro für Gewerkschaftseinheit" trägt.

Dem Büro untersteht der „Sektor für Gewerkschafts- und Betriebsarbeit in Westdeutschland", der von dem aus dem Ruhrgebiet stammenden Kurt Goldstein und von dem aus Hamburg kommenden Willi Schulz aufgebaut wurde. Ihm obliegt die kommunistische Infiltration der Gewerkschaften der Bundesrepublik. Tausende Funktionäre und Infiltrationsspezialisten sind damit befaßt, DGB-Mitglieder für Schulungen in der „DDR" anzuheuern, Vertreter des DGB zu Betriebsbesichtigungen und Ferienaufenthalten einzuladen und sie dort zu beeinflussen, möglichst freundschaftliche Kontakte zu Betriebsräten und gewerkschaftlichen Vertrauensleuten in der Bundesrepublik herzustellen, interne Informationen aus dem Bereich des DGB zu sammeln und kommunistisches Agitationsmaterial zu verbreitern.

Der FDGB besitzt in der Bundesrepublik sogar eigene Häuser, die formell im Besitz von „Strohmännern" sind. Sie dienen als Stützpunkte für die Einquartierung von Agenten, als Treffpunkt für die Berichterstattung und als Lagerraum für Agitationsmaterial. In der „DDR" unterhält der FDGB in Hermsdorf eine eigene Sonderschule für westdeutsche Gewerkschaftler, die der Sektor Propaganda im „Büro für Gewerkschaftseinheit" untersteht. Das Ziel der dort gebotenen Ausbildung: Das Wirken in den reaktionären Gewerkschaften, ihre geschickte Eroberung, die Gewinnung des Vertrauens der breiten, gewerkschaftlich organisierten Massen und die Absetzung und Verdrängung der reformistischen Führer aus ihren Positionen.

Georg Bensch

Das Ostpreußenblatt

Herausgeber:
Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Chefredakteur:
Hugo Wellems
Verantwortlich für den politischen Teil
(in Urlaub)

Stellvertr. Chefredakteur:
Ruth Maria Wagner
Kultur, Unterhaltung, Frauenseite

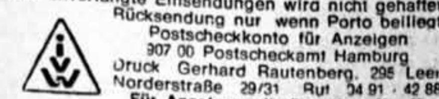
Geschichte, Landeskunde und Aktuelles
Hans-Ulrich Stamm

Soziales, Jugend, Heimatkreise, Gruppen
Horst Zander

Bonner Redaktion:
Clemens J Neumann

Anzeigen:
Heinz Passarge

Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen
Bezugspreis Inland 3,20 DM monatlich — Ausland 4,— DM monatlich
Postscheckkonto für den Vertrieb Postscheckamt Hamburg 84 26
Verlag, Redaktion, Anzeigenabteilung ? Hamburg 13, Parkallee 84
Telefon 45 25 41 / 42
Bankkonto Landesbank Hamburg (BLZ 200 500 00 Konto-Nr 192 344
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet
Rücksendung nur wenn Porto beiliegt
Postscheckkonto für Anzeigen 907 00 Postscheckamt Hamburg
Druck Gerhard Rautenberg, 295 Leer Norderstraße 29/31 Ruf 04 91 / 42 88



Für Anzeigen gilt Preisliste Nr 17

Sie tanzen nur einen Sommer...

Madame Buchela, jene Dame, als Wahrsagerin bekannt, die den entscheidenden Hinweis auf die Täter von Lebach gegeben hatte, versorgt keineswegs nur die Polizei mit entsprechenden Hinweisen — vielmehr gibt sie auch Bonner Prominenten manchen Rat. Und es heißt, daß so manch einer dort Kunde sei, der lauthals „Okkultismus" und sonstigen Krimskrams" doch nicht ernst nimmt. Nun, wie immer dem auch sei, die Seherin vom Rhein hat bereits vor einiger Zeit schon einmal einen Tip gegeben, den man unter Bonns Regierenden nicht so gern hörte: drei Minister würden aus dem Kabinett ausscheiden. Die Dame Buchela hatte sich zwar etwas im Datum geirrt, als sie die Bonner Krise für das Jahr 1971 voraussagte. Nun, man kann sich irren — es gab immerhin eine Menge kleiner Unpäßlichkeiten, aber der eigentliche Knatsch, der kam erst jetzt.

So hat die Dame Buchela denn schließlich doch richtig gelegen — wobei sie jetzt sogar noch weiter geht und sagt, es werde wahrscheinlich noch ein Minister gehen oder krank werden oder sonstwie nicht zur Verfügung sein. Dem Kanzler wird es auch so reichen, und seine saloppe Bemerkung, man müsse es auch einmal eine Woche in die Bude regnen lassen (können), spiegelte sicherlich nicht den wahren Gemütszustand Willy Brandts wider, der jetzt nach Norwegen ging, um dort zu angeln und sich vorzubereiten auf das, was für den frühen Herbst in sein Bonner Haus steht. Sicherlich hätte er sich ein geräuschloseres Ende dieses Arbeitsabschnittes gewünscht und gerne darauf verzichtet, nun noch den ganzen Wirbel um Karl Schiller erleben zu müssen.

Dabei scheint der ganze Ärger noch nicht gegessen: Schon hat „Onkel Herbert" aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Bevor auch er nach Schweden abreiste, hatte Brandts Stellvertreter im Parteivorsitz, Herbert





Schmidt, Leber, Lauritzen: Nur für einen Sommer verpflichtet

Fotos (3) fpa



Karl Schiller: Dramatischer Abgang Foto dpa

Wehner, auf einer parteiinternen Konferenz in Hamburg den Rücktrittsgrund Karl Schillers dahingehend gedeutet, der Superminister sei gegangen, weil der Kanzler ihm keine verbindliche Zusage für einen Listenplatz gegeben habe — und damit wäre es denn fraglich gewesen, ob Schiller noch einmal in den Bundestag kommen würde.

Denn das pfeifen die Spatzen an Rhein und Ruhr von den Dächern: bei den Genossen ist die „Callas der SPD" nicht beliebt und in Dortmund ist man weit davon entfernt, dem Mann einen sicheren Listenplatz zu geben, der zweifelsohne beim letzten Wahlkampf für den Kanzler die Lokomotive abgegeben hat. Mit der ihm eigenen Ausdrucksweise hatte Herbert Wehner die Demissionsgründe des Doppelministers als „Legende" bezeichnet und angefügt: „Warum muß jemand als Stimulanz für die Pflichterfüllung in einer Regierung und im Dienst einer politischen Partei solche Zusagen erhalten wollen? Das muß er nicht!"

So Wehner. Und weiter folgernd: mit Schiller wäre die SPD in einen Wahlkampf „getaumelt", der sich nur um Schiller gedreht hätte. „Wir wollen aber eine Regierung Brandt wiederhaben." So Herbert Wehner. Und so Schillers Antwort: „Ich lasse mich durch diese Unterstellungen nicht davon abbringen, daß es in den letzten Wochen und Monaten eine ganze Reihe ernster Sachkonflikte gegeben hat. Aus der Summe dieser Konflikte bin ich aus dem Kabinett ausgeschieden."

Schillers' Abgang hat tatsächlich „in die Bude regnen lassen" und sicherlich wäre es der Parteiführung lieber gewesen, wenn sich die Abdankung des Superministers über einen längeren Zeitraum erstreckt hätte und weniger dramatisch verlaufen wäre. Dadurch jedenfalls wäre die Wirkung dieses spektakulären Schrittes in ihrer Optikt zweifelsohne gemildert worden. So vierzehn Tage lang immer nur: Schiller hin, Schiller her, Schiller bleibt, bleibt nicht, bleibt vielleicht, geht, geht nicht, geht vielleicht ... das würde die Öffentlichkeit zweifelsohne gelangweilt haben und man hätte dann, etwa Ende



Juli, so mitten in der Hitze, von seinem Rücktritt keinerlei oder kaum noch Notiz genommen. Dann wäre der Verschleiß von Schillers „Super"-Image perfekt gewesen. Das dürfte aber auch Schiller, den niemand für dumm einschätzen wird, erkannt haben — und er hat sich dabei nicht austricksen lassen.

Als Schiller ging, hatte er in der eigenen Partei weniger Freunde als bei der FDP. Doch das dürfte wahltaktischen Überlegungen entsprungen sein. Und sicherlich rechnen die Freien Demokraten damit, daß, wenn die SPD den Professor über die Klinge springen lasse, die FDP versuchen könnte, der SPD die Schiller-Wähler ab- und bei der nächsten Wahlentscheidung zu sich herüberzuziehen.

Diese „Schiller-Wähler" spielen bei manchem Wahlstrategen eine Rolle. Die CDU rechnet hierzu jene Wähler, die 1968 zur SPD tendierten, eben des Wirtschaftsprofessors wegen. Und die FDP will den Koalitionspartner um diese „Schiller-Wähler" beerben, nachdem der Professor aus dem Amt geschieden ist. Vielleicht ist für die CDU wie für die FDP interessant, was Rüdiger von Wechmar, derzeitiger Regierungssprecher in Bonn, zu sagen wußte, als er der „Süddeutschen Zeitung" ein Interview gab: „Ich möchte hinzufügen, daß ich das Wort von Schiller-Wählern, das in den Monaten um den Wahlkampf 1969 herumgeisterte, für eine Mystifikation halte. Ich glaube, daß es heute das, was man damals den Schiller-Wähler nannte, gar nicht mehr gibt."

Herr von Wechmar meinte, die Struktur der Wahlbevölkerung habe sich inzwischen verändert, nicht zuletzt auch durch Herabsetzung des Wahlalters und durch den automatischen Zugang neuer Jahrgänge. Nun, der Regierungssprecher muß so sprechen, so, als ob es um die Regierung „gut" stehe, denn er wird ja nicht dafür bezahlt, daß er das Gegenteil behauptet. Aber etwas hat es mit den Schiller-Wählern doch auf sich: man sollte sich nicht so sehr auf die „Pendler" verlassen, die zwischen SPD (vielleicht auch FDP) und CDU geistern. Sicherlich sollte man sich um sie bemühen, aber man sollte vor allem sich an jene Wähler wenden, die im Prinzip nicht für eine sozialistische Regierung zu gewinnen sind und die vielleicht der CDU die wenigen Prozente bringen, die letzlich das Rennen entscheiden können.

Natürlich haben die Freien Demokraten geglaubt, beim Abgang des Doppelministers etwas zu erben, was sich für den kommenden Wahlkampf vorzeigen lassen werde. Etwa ein Finanzministerium, zusätzlich noch von Hans Dietrich Genscher verwaltet — einem Minister, dessen Vorlagen bisher auch die Opposition weitgehend zugestimmt hat. Und wie es heißt, hat der Kanzler in einer langen Nachtsitzung im Beisein von Scheel, Genscher und Wehner auch in diesem Sinne zu verfahren gelobt — bis es dann am anderen Tage doch wieder anders kam.

Zunächst kam einer von der Reise kurzfristig zurück: Helmut Schmidt, Bundesminister für Verteidigung, und sicherlich nach (oder gar vor?) Brandt der populärste Politiker, den die SPD zur Stunde aufzuweisen hat. Und das dürfte dafür ausschlaggebend gewesen sein, daß Wirtschafts- und Finanzministerium in dieser Legislaturperiode nicht mehr getrennt, sondern eben unter Helmut Schmidt gemeinsam weitergeführt werden. Wenn es heißt, Helmut Schmidt sei vor Jahren ein begeisterter Hörer seines Wirtschaftsprofessors Schiller in Hamburg gewesen, so wird man nicht behaupten können, daß Schmidt und Schiller als Minister noch Intimfreunde im Kabinett gewesen sind. So mag es Schmidt mit (verständlicher) Genugtuung empfinden, wenn er jetzt seinem Lehrer Schiller in dessen Doppelfunktion nachfolgt. Doppelte Genugtuung, weil er, wie man sich in Bonn seit langem erzählt, eigentlich von der Haardthöhe weggewollt und eine andere Verwendung angestrebt haben soll.

Diese hat er nun — zwar nicht als Oppositionsführer im Parlament, sondern wieder als Minister. Vor Monaten über Monate erkrankt, ist Helmut Schmidt jetzt wieder an Deck und die SPD hofft, mit ihm jene Wähler halten zu können, die einmal Karl Schiller gefolgt sind und die von Wechmar heute nur noch als „Mystifikation" gelten lassen will.

Das Revirement nach Schillers Abgang zeigt jedenfalls, daß das Personalreservoir der führenden Regierungspartei keineswegs so breit angelegt ist, daß Brandt auf viele vorzeigbare und geeignete Leute zurückgreifen könnte. Mit Schmidt, so hofft der Kanzler jedenfalls, verfügt er über eine politische Potenz, der es gelingt, halbwegs die Funktionen der Wahllokomotive zu übernehmen, denn irgendwie scheint es Willy Brandt aufzugehen, daß er alleine es nicht schaffen kann.

Die Freien Demokraten, die sich schon Hoffnungen auf eines der Ämter des gegangenen Karl Schiller gemacht haben mögen, müssen sich nun damit trösten, erst nach dem gemeinsamen Wahlsieg (den sie erhoffen!) entweder das Wirtschafts- oder das Finanzministerium zu erhalten. Doch gut Ding hat lange Weile; erst werden die Sozialdemokraten einmal den Wahlausgang abwarten. Und auch bei Flach kann noch niemand den Bären verzehren, der noch nicht erlegt ist. Schon hat Innenminister Genscher auf einer Kundgebung seiner Partei angekündigt, die FDP werde als Koalitionspartner der SPD „keinen Marsch in den Sozialismus" mitmachen. Aber ein so kluger Mann wie Herr Genscher wird wissen, daß in der FDP selbst Männer wie er und Scheel nur noch Politiker auf Abruf sind. Dann nämlich, wenn es nach den nachdrängenden Jungdemokraten geht. So und die ihnen verbundenen Kräfte der Jungsozialisten denken in Kategorien, in denen für bürgerliche Politiker vom Schlage des „law and order-Genscher" kein Platz mehr ist.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Marktwirtschaft das zentrale Thema des Wahlkampfes sein wird — und es kann auch kein Zweifel darüber bestehen, daß bei SPD und FDP (vor allem!) die nachdrängende Jugend in den kommenden Bundestag nur solche Politiker entsandt wissen will, die i h r e n Vorstellungen entsprechen. Wenn Genscher heute „kollektivistischen Tendenzen" eine Absage erteilt, dann sträuben sich manchem Parteijünger schon die Nackenhaare, und es wird ein hartes Gerangel geben, wenn es um die sicheren Plätze geht. Das wird auch Heinz Kühn (SPD) merken, wenn er tatsächlich für Karl Schiller einen sicheren Listenplatz reservieren — ihn sozusagen als Charaktermajor mit von der Partie sein lassen will. Eben der Optik wegen ...

Wenn man so betrachtet, wie sich so alles ändern kann: 1969 war Schiller der stolze Pfau, den man bewunderte, als er sein Rad schlug — und jetzt entschlüpft er durch Heinemanns Hintertür, nachdem das Staatsoberhaupt (diesmal gar nicht lächelnd) ihm die Entlassungsurkunde überreicht hatte. Der alte Gewerkschaftler Arendt dagegen, dessen Hereinnahme in das Kabinett man als Fehlinvestition bezeichnet hatte, soll sich (so Kühn) „von der grauen Maus zum Paradiesvogel gemausert haben".

Nun, die anderen Paradiesvögel, die mit Helmut Schmidt aus den Händen des Bundespräsidenten ihre Ernennungsurkunden entgegennahmen, haben im Vergleich zu Helmut Schmidt weniger schmuckvolles Gefieder. Lauritz Lauritzen, der Mann, der beim Wohnungsbau sich schon keinen Namen machte, wird uns hoffentlich nicht noch einmal höhere Postgebühren abnehmen und — wie sagte ein Bonner Taxifahrer: „Gottseidank haben wir den Leber jetzt aus dem Verkehr!" Der „Schorsch" geht auf die Haardthöhe, in deren kompliziertem Apparat man sich nicht leicht zurechtfindet. Zwar wird er sich weitgehend auf seinen Staatssekretär Berkhan verlassen, den ihm sein Vorgänger zurückläßt, er wird sich auf das Bekenntnis zur westlichen Allianz berufen, einen Tagesbefehl an die ihm im Frieden unterstellte Bundeswehr herausgeben, alles das, aber sonst sicher recht wenig. Denn zu mehr bleibt nicht einmal Zeit: weder für ihn noch für Lauritzen noch für Helmut Schmidt. Sie alle wissen, daß sie nur einen Sommer tanzen werden. Einen knappen Sommer noch — vorausgesetzt, daß eben, wie der Kanzler angedeutet hat, im Herbst gewählt werden wird. Und danach würde (selbst wenn die SPD gewinnen würde) der Verteidigungsminister mit Sicherheit nicht Schorsch Leber heißen.

Diese Neuwahl aber ist es, die den Koalitionsparteien begreifliche Sorge bereitet, auch, wenn man so tut, als ob alles in schönster Ordnung sei. So nüchtern ist man auch unter Parteistrategen der SPD, daß man sich hinter verschlossenen Türen nichts vormacht. Und man weiß dort sehr genau, daß durch den Abgang Schillers, der nun doch den Ministern Möller und Leussink und einer stattlichen Zahl von Staatssekretären gefolgt ist, das ganz offensichtlich wird: Etwas stimmt nicht im Lande. Hatte die SPD doch nicht die besseren Männer? Oder wenn — weshalb sind die besseren Männer gegangen? Oder sind sie gegangen, weil sich eben seit 1969 entscheidende Wandlungen vollzogen haben? Weil eben, wie Gerhard Stoltenberg dieser Tage sagte, in der Kabinettskrise der Regierung Brandt/Scheel innenpolitische Spannungen und ein „zunehmender Linksdruck" deutlich geworden sind?

Sicherlich werden die Oppositionsparteien alles daran setzen, diesen Linksrutsch zu beweisen. Die Urlaubs- oder Ferienminister, die der Bundespräsident jetzt ernannte, sind nur für einen Sommer verpflichtet. Der Herbst wird zeigen, welche Blätter von den Bäumen fallen.

Klaus Jensen

Ein lohnendes Geschäft:

Wem nützt das Handelsabkommen wirklich?

Es geht um die wirtschaftlichen Beziehungen der Bundesrepublik zu den Ostblock-Staaten

„Wir brauchen Handelsbeziehungen zu den Ostblockstaaten — das ist Grund genug, die Ostverträge zu ratifizieren!" — Diese Meinung tauchte während der Diskussion über die Ostverträge im privaten Kreis immer wieder auf. Für das am 7. April geschlossene Handelsabkommen zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion hatte Moskau die Ratifizierung der Verträge auch als Vorbedingung gestellt. Erwartet uns auf Grund dieses Abkommens jetzt aber wirklich ein gewaltiger Exportboom?

In Planwirtschaftsländern, wie die Ostblockstaaten es sind, gelten spezifische Bedingungen. Die Erzeugnisse, die diese Länder beziehen und liefern, müssen sich in der Regel in ihre staatlichen Planungen einfügen. Das Warenangebot der Ostländer ist dabei nach wie vor beschränkt. Auch wenn sich in jüngster Zeit einige Verbesserungen feststellen lassen, so entspricht das Angebot oft nicht den westlichen Bedürfnissen. Marktforschung — für uns eine Selbstverständlichkeit — befindet sich dort noch in den Anfängen.

Als ein weiteres starkes Hemmnis dürfte sich bei dem Zahlungsverkehr der chronische Devisenmangel der Ostblockstaaten erweisen. Das wird vor allem dann zutreffen, wenn auch weiterhin Importe aus dem Westen im zweiseitigen Verkehr mit Devisen aus dem Export bezahlt werden. Weitere Schwierigkeiten ergeben sich daraus, daß die Ostländer häufig Kompensationsgeschäfte mit besonderen Zahlungsvereinbarungen verlangen und immer wieder Exportkredite wünschen. Kredite aber müssen zurückgezahlt werden, so daß das Problem der Bezahlung damit nur in die Zukunft verlagert wird. Darüber hinaus kann die Bundesrepublik überhaupt nur Kredite zu marktkonformen Bedingungen gewähren, die aber der Osten nur ungern akzeptiert.

Es scheint aber, als ergäben sich auch Vorteile für die Bundesrepublik aus dem neuen Handelsvertrag: Beide Länder vereinbarten den Austausch von Patenten, Lizenzen und technischen Dokumentationen, die Kooperation mit deutschen Firmen wird begünstigt und diese Firmen sollen sogar an der Erschließung sowjetischer Rohstoffquellen beteiligt werden; außerdem soll die Errichtung eigener Firmenvertretungen deutscher Unternehmen in Rußland unterstützt werden.

Die Sowjetunion hat ähnliche Vereinbarungen über wissenschaftlich-technische Kooperation und gegenseitigen Austausch von Forschungsergebnissen bereits mit anderen westlichen Ländern, wie z. B. der Schweiz, getroffen. Durch Abkommen dieser Art ist es für die Russen ein leichtes, sich das technische Können und Wissen des Westens zum Ausbau ihrer eigenen Industrie zunutze zu machen. Hier wird deutlich, welcher Seite die Kooperationsverbindungen tatsächlich dienen...

Bemerkenswert ist ein Beweis, den die Statistik der letzten Jahre erbrachte: die deutsche Ausfuhr in die Sowjetunion stieg von 1969 bis 1971 lediglich um 65 Millionen Mark, nämlich auf 1,54 Milliarden Mark. Das bedeutet, daß die politische Entwicklung in dieser Zeit den deutsch-sowjetischen Handel nur in verschwindend geringem Maße beeinflußt hat.

Als mehr und mehr problematisch erweist sich auch der westdeutsche Handelsaustausch mit der „DDR". Vor allem findet die Zollfreiheit des „innerdeutschen Handels" zunehmend Mißfallen bei den übrigen EWG-Ländern. Diese Zollfreiheit birgt nämlich eine Gefahr, die kürzlich in gravierendem Maße offenbar wurde: Bonn sah sich gezwungen, Stahllieferungen aus der „DDR" zu stoppen, weil die Lieferungen aus anderen Comecon-Ländern stammten. Der zollfrei ablaufende Warenaustausch mit der „DDR" bietet also den anderen Oststaaten die Möglichkeit, über die Sowjetzone eigene Waren in die Bundesrepublik zu schleusen.

Die „DDR" selbst hat nach wie vor — trotz aller Bemühungen, leistungs- und exportfähiger zu werden — ein gewaltiges Handelsdefizit (1971 betrug es 1,2 Milliarden Mark) zu verzeichnen. Die Bevölkerung wünscht Konsumgüter, darüber hinaus aber werden hochentwickelte Investitionsgüter und komplette Anlagen benötigt, die dem Staat dazu verhelfen sollen, hochwertige Exportwaren für den Weltmarkt zu liefern. Um jedoch das augenblicklich schwerste Problem, das Handelsdefizit, zu beseitigen, werden die Machthaber der „DDR" zunächst wohl den West-Import verringern müssen. So wird es keinen verwundern, wenn der große Exportboom ausbleibt und die gewaltigen gewinnträchtigen Aussichten eines künftigen Osthandels sich als zu rosige Zukunftsprognose herausstellen. **V. P.**

Peking entdeckt „materiellen Anreiz"

Neues ideologisches Mittel zur Steigerung der Arbeitsleistung

Im China Mao Tse-tungs hat man seit kurzem ein neues ideologisches Mittel zu Steigerung der Arbeitsleistung entdeckt: den „materiellen Anreiz" für Arbeiter und Bauern. Das von der „Volkszeitung" jetzt verkündete neue Prinzip der Arbeitsplatzideologie wird mit dem Schlagwort popularisiert: „Höherer Lohn für höhere Leistung." Es wird untermauert mit der These, daß die „rationelle Entlohnung im Einklang stehen muß mit der Quantität und Qualität der geleisteten Arbeit."

Die neue maoistische These wird von China-Sachkennern als besonders bedeutsam empfunden, weil sie in aller Stille vorbereitet und nunmehr als eine der „wichtigsten Errungenschaften nach dem Abschluß der Kulturrevolution" dargeboten wird. Paradoxerweise entspricht sie genau der These des inzwischen als Verräter an der Arbeiterschaft und Mao-Widersacher gebrandmarkten Parteiführers Liu Schao-tschi. Sie wurde in den Jahren der Kulturrevolution von 1966 bis 1968 als „kapitalistischer Trick" bezeichnet und strikt abgelehnt. Heute wird Liu von der Pekinger Führung vorgeworfen, daß er „einen schwarzen Wind entfacht" habe, um „das Prinzip der rationellen Entlohnung" abzuschaffen.

Sachkundige Beobachter der Vorgänge in China sind der Ansicht, daß die Einführung des neuen ideologischen Lohnprinzips nicht zuletzt auch auf die Unzufriedenheit der chinesischen Arbeiterinnen mit der augenblicklich praktizierten Lohnpolitik zurückzuführen ist. Chinesische Arbeitnehmerinnen erhalten trotz des vom Regime von Anbeginn verkündeten Prinzips „gleicher Lohn für gleiche Leistung" bestenfalls nur 75 Prozent des Entgelts ihrer männlichen Kollegen. Die „Volkszeitung" bezeichnet in diesem Zusammenhang die von Landarbeiterinnen in der Provinz Schantung vorgetragenen Beschwerden als berechtigt. Sie hatten in Eingaben die Frage gestellt: „Wer will denn bei der Arbeit weiter schwitzen, wenn wir unter dem System der gleichen Arbeit, aber ungleicher Entlohnung nur einen Bruchteil dessen bekommen, was die Männer verdienen, auch wenn wir den gesamten Tai-Berg abtragen würden?"

Männer der Wirtschaft:

Otto A. Friedrich 70 Jahre alt

Ein Praktiker der sozialen Partnerschaft



Otto A. Friedrich
Foto dpa

Als Praktiker der sozialen Partnerschaft bewies sich Dr. h. c. Otto A. Friedrich während seiner Unternehmertätigkeit. 16 Jahre lang war er Vorstandsvorsitzender der Phoenix Gummiwerke AG, Hamburg-Harburg. Seit Anfang 1966 ist er persönlich haftender geschäftsführender Gesellschafter der Friedrich Flick KG. Er war der geeignete Mann, Siegfried Balke am 22. September 1969 als Präsident der Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände abzulösen. Am 3. Juli wurde er 70 Jahre alt.

Seine vielseitigen Interessen und seine universale Bildung erklären sich durch Herkunft und Familie. Als Sohn des Professors der Chirurgie Dr. Paul Leopold Friedrich wurde Otto Andreas in Leipzig geboren. Bruder Carl Joachim wurde Politiologe an der Harvard-Universität und in Heidelberg, Wolfgang ist Hauptpfarrer an St. Matthäus in Berlin-Steglitz, Hans Eberhard Vorstandsvorsitzender der Axel-Springer-Stiftung. Der Vater starb, als der jüngste der vier Brüder sieben Jahre alt war, 52jährig, 1916. Mutter Charlotte, geb. von Bülow, brachte unter finanziellen Opfern alle vier Söhne durchs Studium.

Auch Otto A. Friedrich studierte zunächst Medizin, nach dem Physikum wandte er sich jedoch der Nationalökonomie zu. Nach dreijähriger kaufmännischer Lehre ging er 1926 nach den USA. Als Arbeiter bei der B. F. Goodrich Company in Akron fing er an, als Leiter der Goodrich-Vertretung für Deutschland kehrte er 1930 zurück. Bis 1939 war er Geschäftsführer verschiedener Verbände der Kautschukindustrie. Dann trat er in den Vorstand der Phoenix Gummiwerke AG ein; im August 1949 wurde er deren Vorstandsvorsitzender. Zum Jahresende 1965 wechselte er in die Flick-Holding in Düsseldorf über.

Hervorragende Dienste leistete Otto A. Friedrich dem Staat 1951 während der Koreakrise. Als Rohstoffberater der Bundesregierung gelang es ihm, die damalige Versorgungskrise schnell zu überwinden. Zu seinem gesellschaftspolitischen Programm gehört der Ausgleich der Interessen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern durch echte soziale Partnerschaft. Bei Phoenix ließ er einen Betriebsrat wählen, bevor es ein Betriebsverfassungsgesetz gab. Mitte 1962 legte er seinen „Friedrich-Plan" für die Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand vor. Zahlreich sind seine Ehrenämter. Die Universität Göttingen verlieh ihm 1962 die Würde eines Ehrendoktors der Wirtschaftswissenschaften. Als vorbildlich sozialer Unternehmer erhielt er 1956 den Freiherr-vom-Stein-Preis der Stiftung F.v.F. in Hamburg. **H. W.**

Man spricht wieder von Steuererhöhung

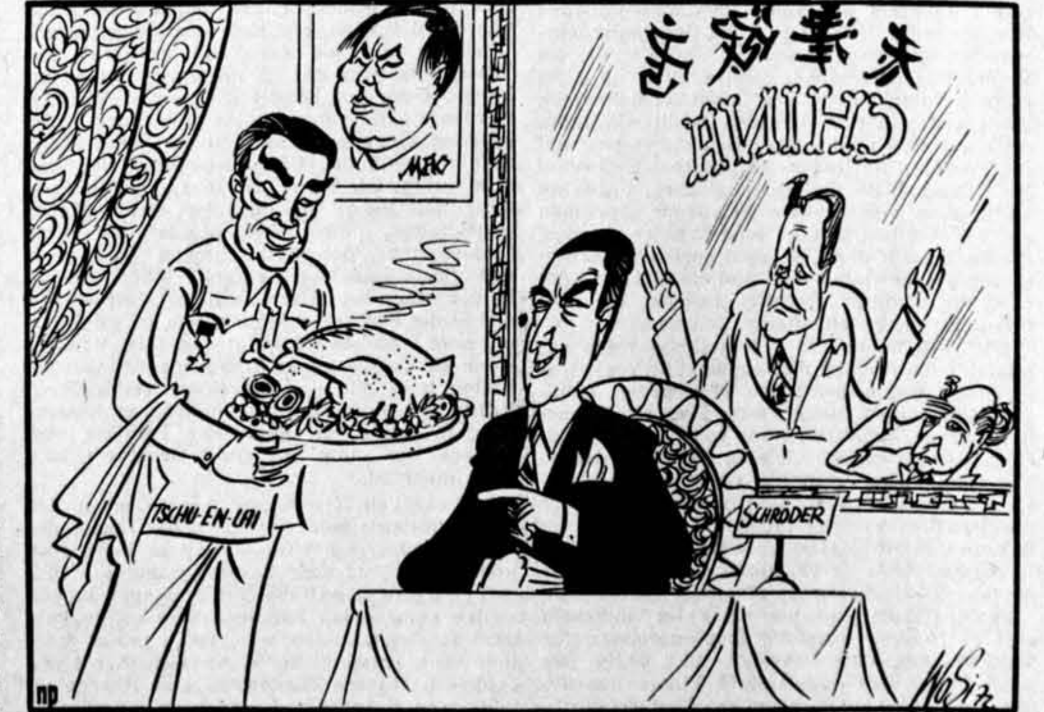
Ein überaus peinliches Thema vor einem Wahlkampf

Die innenpolitische Bühne des Wahlkampfes, der bereits Anfang August einsetzt — Regierungssprecher Ahlers verkürzte „eigenhändig" seinen Urlaub auf 14 Tage — wird von vier Themen bestimmt werden: Sozialpolitik, Steuerreform, Finanzpolitik und Vermögensbildung. Die Nuancen verbergen sich wohl hinter den „Programmpunkten" Steuerreform und Finanzpolitik, da man sich in Bonn in allen Parteien darüber im klaren ist, im kommenden Jahr „gewisse finanzielle Umverteilungen" vornehmen zu müssen.

Umstritten ist lediglich das „Wo". Bundeswirtschafts- und -Finanzminister Schiller hatte sich wiederholt für eine Anhebung der Mehrwertsteuern ausgesprochen. Die Gegner dieses Planes sitzen „im eigenen Hause". Der finanzwissenschaftliche Beirat beim Bundeswirtschafts- und -Finanzministerium spricht in einem Gutachten für eine Anhebung der direkten Steuern aus. Das würde auf eine Erhöhung der Einkommensteuer und des Körperschaftssteuertarifes hinauslaufen. Den im Rahmen der Mehrwertsteuer verbleibenden Spielraum will der Beirat für den möglichen Steuerausfall im Zuge der EWG-Harmonisierung in den Bereichen Gewerbesteuer und einigen speziellen Verbrauchsteuern genutzt wissen. Eine Kreditfinanzierung zur Konsolidierung der Haushaltsansätze 1972 und 1973 kommt für den Beirat erst in zweiter Linie in Betracht, da die Geldwertstabilität durch die Anhebung direkter Steuern weniger gefährdet ist.

Gleichzeitig fordert der Beirat eine Anhebung der Mineralölsteuer zur Straßenbaufinanzierung und auch gewisser Gebühren und Beiträge, soweit sie mit dem Verursachungsprinzip vereinbar sind. Darüber hinaus schlägt der Beirat die Streichung weiterer Steuervergünstigungen vor.

In Sachen Steuerreform will die Regierung den dritten Teil (Einkommen- und Körperschaftssteuer und Sparförderung) noch rechtzeitig zum Neuwahltermin „parlamentsreif" machen. Dann wird wohl auch die Opposition mit ihren eigenen Vorschlägen aufwarten.



Pekingente oder „die Herren draußen schwärmen mehr für Borschtsuppe und Wodka!"

np-Zeichnung

Wirtschaft in Kürze:

Bei Wohnkomfort auf dem Mittelplatz

K ö l n (np) — In Europa sind die Unterschiede im Wohnkomfort groß, meint Dr. Thome, Vorsitzender des Verbandes der deutschen Möbelindustrie. So haben in Frankreich nur 39 Prozent der Wohnungen Toiletten in der Wohnung, in Holland aber 99 Prozent. Die Bundesrepublik nimmt hier mit 79 Prozent einen Mittelplatz ein. Bäder weisen 25 Prozent der Wohnungen in Frankreich auf, 67 Prozent der Wohnungseinheiten in der Bundesrepublik, 72 Prozent in Holland, 83 Prozent in Schweden und 85 Prozent beim Spitzenreiter England. In ganz Europa steht an erster Stelle der Wunschliste die Sehnsucht nach einer größeren Wohnung, gegenwärtig ist die europäische Durchschnittswohnung nur 67 Quadratmeter groß. Vor allem die Wohnzimmer werden als zu klein empfunden, dabei sind sie heute in ganz Europa zum Mittelpunkt des Lebens geworden. An nächster Stelle steht der Wunsch nach einem zusätzlichen Wohnraum, dann folgen das eigene Schwimmbad, die Hausbar und schließlich die Zweitwohnung. Immerhin haben in Frankreich schon 14 Prozent aller Familien einen Zweitsitz.

604 Millionen Tonnen Zement

Düsseldorf (np) — Die Weltproduktion von Zement stieg im vergangenen Jahr um 5,4 Prozent auf rund 604 Millionen t. Westeuropa konnte sich mit einem Ausstoß von 187,9 Mill. t, gleich 31 Prozent des Welttotals, weiterhin behaupten. Die Sowjetunion lag 1971 mit 100,3 Mill. t an der Spitze aller Zement produzierenden Länder. Erst dann folgen die USA mit 68,2, Japan mit 58,5 und Westdeutschland mit 40,2 Mill. t.

Für den „Mann ohne Alter"

D ü s s e l d o r f (np) — Die europäische Herrenbekleidungsbranche erwartet von der erweiterten Wirtschaftsgemeinschaft neue Anregungen und Impulse. Gerade die Auffächerung der Herrenbekleidung nach verschiedenen Altersgruppen, so meint man, eröffnet neue Entwicklungsmöglichkeiten und Absatzchancen. Innerhalb dieser erweiterten Wirtschaftsgemeinschaft sind über 90 Millionen männliche Verbraucher im Alter von 15 bis 60 Jahren mit Kleidung aller Art zu versorgen. Die wichtigste Zielgruppe, die es anzusprechen gilt, ist die der 32 Millionen jungen Männer zwischen 15 und etwa 30 Jahren, die besonders gegenüber der betont modischen Kleidung aufgeschlossen sind.

Deutsches Geld im Ausland

D ü s s e l d o r f (co) — Erst in den letzten sechs Jahren haben deutsche Wirtschaftsunternehmen private Direktinvestitionen im Ausland als Kapitalanlage entdeckt. Noch 1960 beliefen sich diese nur auf insgesamt 3,2 Mrd. Mark. Während früher jedoch zumeist amerikanische Länder als geeignete Anlageplätze auserkoren wurden, hat sich mittlerweile der Trend zur Investition in Europa verstärkt. In Belgien/Luxemburg (2,4 Mrd. Mark) und Frankreich (2,1 Mrd. Mark) drängt sich im EWG-Europa bislang das meiste Kapital. Außerhalb der Gemeinschaft steht die Schweiz mit 2,2 Mrd. Mark an der Spitze. Noch immer gering sind die Direktinvestitionen in den Entwicklungsländern. Das große Risiko infolge politischer Wirrnisse und das Fehlen geeigneter Objekte hält viele potentielle Investoren von einem stärkeren Engagement ab.

Sprachreinigungs-Kampagne:

„Deutsch" verschwindet

Abgrenzung durch konsequente Umbenennungen der „DDR"

Wenn „deutsch sein" nach dem geflügelten Wort Richard Wagners heißt, „eine Sache um ihrer selbst willen tun", so sind die „typisch Deutschen" heute in Ost-Berlin zu finden. Ihr politischer Purismus belegt es: Wo immer es sich bewerkstelligen läßt, sucht die SED heute den Begriff „deutsch" und das Wort „Deutschland" aus dem ihr genehmen Sprachgebrauch zwischen Ostsee und Erzgebirge auszumerzen.

Der erste Schritt dazu wurde in Ost-Berlin bereits mit der Auflösung des „Staatssekretariats für westdeutsche Fragen" getan. Es folgte die Umbenennung des Ost-Berliner „Deutschlandsenders" in „Stimme der DDR". Und schließlich wandelte sich der „Deutsche Fernsehfunk" in „Fernsehen der DDR". Die drei Beispiele sind typisch, weil sie nicht für sich allein stehen.

Die neben der SED bestehenden vier Block-Parteien der „DDR", die bislang das Wort Deutschland in ihrem Namen führten, behelfen sich, indem sie ihre Parteinamen möglichst nur mehr abgekürzt gebrauchen: LDP zum Beispiel statt LDPD für Liberaldemokratische Partei Deutschlands. Selbst die „Nationale Front des demokratischen Deutschlands", von der SED 1949 als überparteiliche Massenbewegung für ganz Deutschland ins Leben gerufen, schrumpfte zur „Nationalen Front der DDR". Viel helfen wird das kaum.

Wie konsequent die politschen Sprachreiniger in der „DDR" zu Werke gehen, zeigt die Umbildung zweier wissenschaftlicher Institute — des „Deutschen Institus für Zeitgeschichte" und des „Deutschen Wirtschaftsinstituts". Als sie im vergangenen Jahr zum „Institut für Internationale Politik und Wirtschaft" zusammengelegt wurden, hatte man auf das Wort „deutsch" bewußt verzichtet.

In der Bundesrepublik haben umgekehrt vergleichbare Versuche längst ein Fiasko erlitten. Man denke an die krampfhaften Bemühungen, die „DDR" nur immer „sowjetische Besatzungszone" zu nennen. Politsche Entwicklungen sind dadurch weder beeinflußt noch aufgehalten worden — im Gegenteil, oft genug erwiesen sich derlei Stilübungen als schädlich. Bürger aus der „DDR" wollten keine „Zonenbewohner" sein.

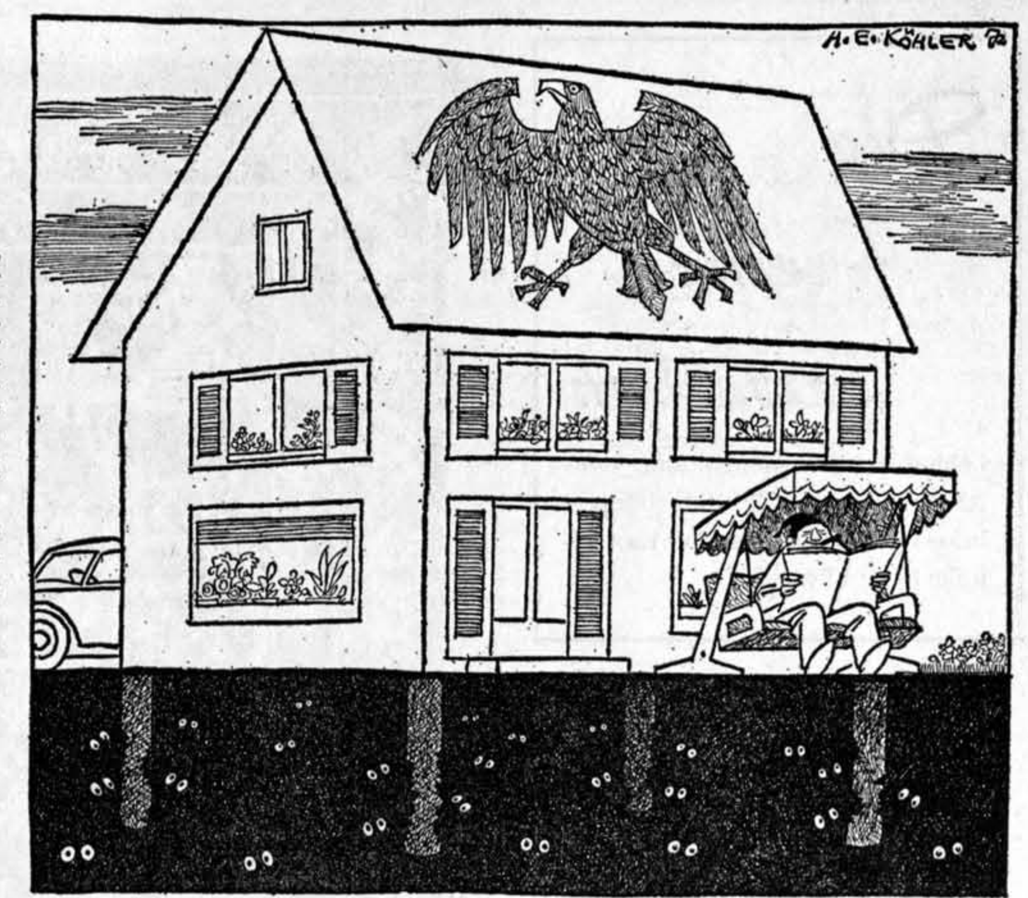
Auch in Ost-Berlin wird man lernen müssen, daß sich mit Sprachregelungen keine Politik machen läßt. Mitunter mutet die Empfindlichkeit der SED geradezu komisch an. Als seinerzeit das „Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen" in „Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen" umbenannt wurde, ist dieser Wechsel in Ost-Berlin als „revanchistisch" verunglimpft worden. Die Kuriosität dieser Entrüstung lag darin, daß der Begriff „innerdeutsch" in der „DDR" selbst jahrelang im offiziellen Gebrauch war. Man konnte ihn zum Beispiel in Gesetzen finden und selbst im Namen eines „DDR"-Ministeriums.

Indem die SED verwirft, was „deutsch" heißt, will sie vergessen machen, daß sich die Deutschen beiderseits der Elbe-Werra-Linie noch immer als zu einer Nation gehörig empfinden. Die Reinigung der Sprache entspringt dem politischen Kalkül, jeden Gedanken an Gemeinsamkeiten beider deutscher Staaten aus dem öffentlichen Bewußtsein der „DDR" zu verdrängen. Sie liegt im Sinne jener ideologischen Kampagne, von der sich Parteichef Erich Honecker die Immunisierung der „DDR" gegen Einflüsse aus der Bundesrepublik verspricht.

Man braucht keine prophetische Gabe zu der Voraussage, daß die SED die verbale Abgrenzung nicht durchstehen kann. Ganz abgesehen davon, daß sich die „DDR"-Staatspartei bis heute selbst als „Sozialistische Einheitspartei Deutschlands" präsentiert und ihre führende Zeitung den gewiß doch programmatischen Titel „Neues Deutschland" führt, daß ferner die Verfassung der „DDR" die Existenz der deutschen Nation ausdrücklich anerkennt, kann sich das Tabu sogar gegen die Absichten seiner Urheber wenden.

Denn aus der Erkenntnis, daß gemieden werden soll, was „deutsch" heißt oder an „Deutschland" erinnert, kann in der Bevölkerung der „DDR" unter Umständen sogar ein gestärktes nationales Zusammengehörigkeitsgefühl wachsen.

A. M.



Lieb' Vaterland… „Ooch — das bißchen Unterwanderung" Zeichnung aus FAZ

Im Bündnis vereint:

Die SED und die abhängigen Block-Parteien

Erich Honecker überwacht und steuert das Mehrparteiensystem in Mitteldeutschland

Die Namen ihrer führenden Männer kennt kaum jemand in der Bundesrepublik, ihr politischer Einfluß ist minimal, ihre Existenz aber ist unbestreitbar: In Rede stehen die vier Block-Parteien der „DDR" — die Christlich-Demokratische Union (CDU-Ost) und die Liberal-Demokratische Partei (LDP), die National-Demokratische Partei (NPD) und die Demokratische Bauernpartei (DB), die wie eh und je im Schatten der SED dahindämmern.

Die Frage, inwieweit sie sich historisch überlebt haben, inwieweit für die „DDR" die politischen und sozialen Bedingungen eines von der SED gesteuerten Mehrparteiensystems entfallen sind, stellt sich dennoch heute weniger als gestern. Die vier Block-Parteien haben diesen Tatbestand niemanden sonst zu verdanken als Erich Honecker, dem Ersten Sekretär des Zentarlkomitees der SED, obschon diese Feststellung widersinnig scheinen mag.

Diese Zusammenhänge sind leicht durchschaubar. In deutlichem Widerspruch zu seinem Vorgänger Walter Ulbricht hat der erste Mann der SED dessen fragwürdige These vom Entstehen einer „sozialistischen Menschengemeinschaft" verworfen und durch die Auffassung ersetzt, „daß noch Unterschiede in der Stellung und in den Interessen der Klassen und Schichten in der ‚DDR' bestehen". Honecker hat dies kürzlich erst wieder in einem Grundsatzartikel ausdrücklich bekräftigt und davor gewarnt, diese Unterschiede zu verwischen. Das nämlich würde auf eine Schmälerung der „führenden Rolle der Arbeiterklasse" hinauslaufen.

Mit dieser Sicht der politischen und sozialen Gegebenheiten im anderen Teil Deutschlands bestätigt die SED zugleich die Notwendigkeit für das Bestehen mehrerer Parteien. Schließlich haben sie die verschiedenen Klassen und Schichten zu repräsentieren. „Im Bestehen mehrerer Parteien", so führte Honecker aus, „in ihrem kameradschaftlichen Zusammenwirken verkörpert sich unter den Bedingungen der ‚DDR' jenes breite Massenbündnis mit den Genossenschaftsbauern und allen anderen werktätigen Schichten, dessen führende Kraft die Arbeiterklasse und ihre Partei, die SED, sind."

Nach Auffassung der „DDR"-Staatspartei widerspricht das von der SED de facto ausgeübte Herrschaftsmonopol dem Fortbestehen der unter ihrer Führung im „Demokratischen Block" (auf parlamentarischer Ebene) und in der „Nationalen Front" (auf massenpolitischer Ebene) zusammengeschlossenen vier Block-Parteien also keineswegs. Die SED verwirklicht im Gegenteil ihre Herrschaft, indem sie sich auch der Block-Parteien als „Transmissionen" bedient.

Sowohl die CDU-Ost wie die LDP, die 1945 zunächst als selbständige Parteien entstanden waren und in mehrjährigen Ringen gleichgestellt wurden, als auch die NDP und die DB, die 1948 auf kommunistische Initiativen hin geschaffen wurden, sind längst auf die Strategie und Taktik der SED festgelegt. Eine politische Alternative bieten sie längst nicht mehr. Ihr Daseinszweck ist es ja gerade, die Ideologie und Politik der SED in die gesellschaftlichen Schichten und konfessionellen Gruppen zu tragen, die ihnen nahestehen. Indem sie ihre Mitglieder und Anhänger im Sinne marxistisch-leninistischer Vorstellungen und kommunistischer Ziele politisieren, leisten sie ihren Beitrag, die Herrschaft der SED zu festigen und die ihr nicht unmittelbar zugänglichen Schichten und Gruppen in die „sozialistische Ordnung" einzugliedern.

Das ist, wie die Erfahrungen lehren, nicht einfach. Die Führung der SED hat es schon schwer genug, die politischen Schwierigkeiten in ihren eigenen Reihen auszuräumen. Namentlich die Politik der Abgrenzung, die von Honecker merklich forciert wird, ist in der „DDR"-Staatspartei genauso umstritten wie in den Block-Parteien. Kritische Stimmen, verhalten vorgebracht, sind selbst an Hand von Zeitungskommentaren und Versammlungsberichten zu belegen.

Unter diesen Aspekten müssen die Parteitage gesehen werden, die alle vier Block-Parteien für 1972 einberufen haben. Nach dem VIII. Parteitag der SED, der vom 15. bis 19. Juni 1971 in Ost-Berlin abgehalten wurde, wollten sie nun die eigene Position an der Generallinie der SED ausrichten. Zunächst trat vom 16. bis 19. Februar in der Goethestadt Weimar der 11. Parteitag der LDP zusammen. Es folgte die NDP, die ihren 10. Parteitag für die Zeit vom 19. bis 21. April nach Potsdam einberufen hatte. Vom 3. bis 5. Mai tagte in Schwerin der IX. Parteitag der DB. Die CDU-Ost schließlich wird mit ihrem für den 11. bis 14. Oktober nach Erfurt einberufenen 13. Parteitag den Schlußpunkt setzen.

Der Verlauf der Parteitage von den vier Blockparteien stand von vornherein fest: Bekenntnisse zur Politik der SED unter Führung Erich Honeckers fehlen bei Anlässen dieser Art ebensowenig wie der diskrete Hinweis auf den eigenen Anteil beim „Aufbau der sozialistischen Gesellschaft". Unterschiede in den zu erwartenden Entschließungen lassen sich nur in Nuancen erkennen — entsprechend der Zielgruppe, auf die sich die jeweilige Block-Partei ausgerichtet hat.

Die SED kann folglich gar nicht daran interessiert sein, ihrer „Bündnispolitik" ein Ende zu setzen und das Schicksal der Block-Parteien zu besiegeln. Sie werden einfach noch gebraucht. Eine andere Frage ist, inwieweit ihr eigener innerer Aufzehrungsprozeß aufgehalten werden kann. Seit Jahren leiden CDU-Ost und LDP, NDP und DB an Mitgliederschwund. Die Mitgliederzahlen dürften jeweils zwischen 60 000 und 90 000 liegen — gegenüber 1,9 Millionen Mitglieder und Kandiaten der SED! Ein aufschlußreiches Indiz für die Schwäche der Block-Parteien ist übrigens darin zu sehen, daß sie seit Jahren ihre Mitgliederzahlen geheimhalten.

Dem Wirken der vier Block-Parteien kann selbstverständlich kein entscheidender Einfluß auf den politischen Willensbildungsprozeß der SED zuerkannt werden. Das heißt aber nicht, daß man ihre Existenz als politisch unerheblich abtun sollte. Im Grunde tragen sie — vor allem auf der mittleren und unteren politischen Entscheidungsebene dazu bei, daß die SED die permanente „sozialistische Umgestaltung" der „DDR" weniger konfliktreich vollziehen kann. Daß zumindest die CDU-Ost und die LDP damit ihrer ursprünglichen Gründungsidee zuwiderhandeln, steht auf einem anderen Blatt.

Lorenz Schreiber

„DDR"-Bürgerinnen in Uniform:

Genossin Stabsfeldwebel tritt an

Frauen verpflichten sich freiwillig zum Dienst in der NVA

Wehrpflicht für Frauen gibt es in der „DDR" nicht — aber wenn sich ein weibliches Wesen zum Dienst in der Nationalen Volksarmee meldet, sagen die zuständigen Stellen nicht „Nein" zur Freiwilligen, die sich entweder als weiblicher Soldat auf Zeit mit mindestens dreijähriger Dienstzeit oder als weiblicher Berufssoldat auf wenigstens zehn Jahre verpflichten kann. Vom Dienst in der Fronttruppe hält man Mädchen und Frauen allerdings zurück. Sie werden vorwiegend im Ministerium für Nationale Verteidigung, in den Stäben von Heer, Marine und Luftwaffe, der Militärbezirke sowie der Wehrbezirks- und Kreiskommandos eingesetzt.

Frauen und Mädchen können es je nach Dienststellung und Kenntnissen als Soldaten auf Zeit zum Unterfeldwebel, weibliche Berufssoldaten bis zum Stabs- bzw. Oberfeldwebel bringen und dann z. B. einen Fernschreibsaal leiten. Ausgebildete Krankenschwestern werden sofort als Sanitätsunteroffiziere eingestellt. Wenn sie sich für die Laufbahn des Berufssoldaten entscheiden, können sie sich im Zentralen Armeelazarett Bad Sarow bei Berlin zur Stations- und zur Leitenden Operationsschwester qualifizieren.

Unabhängig von ihrer Tätigkeit, steht für weibliche Soldaten der Nationalen Volksarmee wöchentlich meist ein Ausbildungstag auf dem Dienstplan. Er sieht vier Stunden Politunterricht vor, eine Schieß- und Schutzausbildung sowie Waffenkunde. Die Mädchen müssen sich auch mit den Dienstvorschriften vertraut machen und mit Erster Hilfe. Spiel und Sport gehören ebenfalls zum Ausbildungstag.

Auf eine abgeschlossene Berufsausbildung der weiblichen Soldaten wird großer Wert gelegt, vor allem deshalb, um sie zweckmäßig einsetzen zu können. Ihr Einsatz soll nämlich zur Entlastung der Soldaten und zur Erhöhung der Kampfpräsenz beitragen. So werden Wirtschaftsfernschreiberinnen oder Betriebsfernmelderinnen der Deutschen Post bevorzugt im Nachrichtenwesen als Telefonistinnen, Fernschreiberinnen oder Funkerinnen verwendet. Nicht-Fachkräfte müssen bei nachgewiesener Eignung den Abschluß einer zehnklassigen Schulausbildung vorweisen und sich dann der jeweiligen Spezialausbildung unterziehen. Die Grundausbildung dauert für Telefonistinnen acht Wochen, für Fernschreiberinnen vier Monate und für Funkerinnen ein halbes Jahr. Nach der Grundausbildung werden die weiblichen Soldaten vorwiegend im Schichtdienst eingesetzt, nehmen aber auch an der politischen und der militärischen Ausbildung teil. Untergebracht sind die Funkerinnen und Fernschreiberinnen in Heimen. Sie bewohnen Doppelzimmer und haben, wie die männlichen Soldaten auch, freie Unterkunft, Verpflegung und Bekleidung. Damit eine „Soldatin" sich die Unterwäsche nach ihrem eigenen Geschmack aussuchen kann, zahlt ihr die nationale Volksarmee jährlich einen Zuschuß von 90 Mark.

Die Besoldung entspricht der der männlichen Soldaten. So erhält eine Frau mit Feldwebel-Planstelle monatlich mindestens 470 Mark brutto. Hat sie sich zum Unteroffizier qualifiziert, bringt ihr die Feldwebel-Planstelle eine monatliche Mindest-Besoldung von 525 Mark ein. Der Urlaubsanspruch ist für Soldaten auf Zeit und für Berufssoldaten unterschiedlich. Weibliche Zeitsoldaten im ersten Dienstjahr haben 24 Kalendertage Urlaub, der mit jedem abgeleisteten Dienstjahr um einen Tag zunimmt. Weibliche Berufssoldaten erhalten im ersten Dienstjahr 24 und ab dem sechsten Dienstjahr 38 Kalendertage Urlaub. Der Ausgang ist ebenfalls streng geregelt. Unteroffiziere können jeden Abend bis zum Dienstbeginn dem Heim fernbleiben, „Soldatinnen" müssen um 24 Uhr „zu Hause" sein. Sonnabends ist für sie zwei Stunden nach Mitternacht Zapfenstreich.

Daß man Frauen im Waffenrock der Nationalen Volksarmee in den Straßen großer und kleiner Garnisonen der „DDR" recht oft sieht, im Kampfanzug und Stahlhelm dagegen kaum, liegt einzig und allein daran, daß NVA-Übungen zumeist unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfinden — von den großen Manövern des Warschauer Paktes natürlich abgesehen.

Seit einiger Zeit hat die Nationale Volksarmee eine Werbekampagne für weibliche Soldaten gestartet. Dabei wird besonders hervorgehoben, daß aus dem aktiven Wehrdienst ausscheidende weibliche Armeeangehörige ausnahmlos die „Förderungsverordnung des Ministerrats" für sich in Anspruch nehmen können. Übrigens: guter Umgangston wird bei der Einstellung der weiblichen Soldaten in der „DDR" zur Bedingung gemacht.

Karl Meister-Walldorf

„DDR"-Schulen:

Noch immer Schichtunterricht

Schulbau-Programm wurde korrigiert

Schichtunterricht steht in der „DDR" noch auf dem Studenplan vieler Schulen. Diese Tatsache wird darauf zurückgeführt, daß bei Schulplanungen in Neubaugebieten der Bevölkerungszuwachs nicht immer ausreichend berücksichtigt worden sei. Als man 1968 den jährlichen Schülerzuwachs ermittelt habe, sei sofort das Schulbauprogramm von 1965 korrigiert worden. Bis 1974 sollen in Ost-Berlin nun jährlich neun Schulneubauten errichtet werden, 1975 sieht der Plan den Bau von elf Schulen vor. Allein der Ortsteil Pankow soll bis 1975 fünf neue Schulen erhalten, so daß dann der Schichtunterricht an den verschiedenen Pankower Schulen endgültig eingestellt werden kann.

Die 19. Oberschule hat das Problem der Überbelegung auf eine besondere Weise zu lösen versucht. Um den Kindern den Schichtunterricht zu ersparen und den Nachmittag schulfrei zu halten, wurde der Unterricht so geplant, daß in jeder Stunde in jedem Klassenraum eine Lehrer- oder Arbeitsstunde abgehalten wird. Wenn also Schüler z. B. zum Turnen den Klassenraum verlassen, wird er in dieser Zeit von einem anderen Lehrer mit seinen Schülern ausgenutzt.

Einen anderen Ausweg suchte die 7. Oberschule im Stadtteil Prenzlauer Berg. Sie fand Ausweichmöglichkeiten in Nachbarhäusern und ersparte ihren Schülern so den Schichtunterricht. So wie in Ost-Berlin verhält es sich mit dem Schichtunterricht auch in anderen Städten der „DDR", vor allem in solchen Orten, die zu Industrieschwerpunkten ausgebaut wurden. Auch hier dürfte noch ein Zeitraum von einigen Jahren vergehen, bis der Vormittagsunterricht zur Regel geworden ist.

Christian Lengsfeld

Die Freiheit erwerben

Lebhafte Diskussionen und viele Anregungen — 25. Staatsbürgerliche Frauenarbeitstagung im Ostheim in Bad Pyrmont

„Frauen haben kein politisches Verständnis! Frauen können gar nicht diskutieren!" Nach wie vor müssen wir uns noch des öfteren über diese Sätze — in schöner männlicher Überheblichkeit hervorgebracht — ärgern. Wie sehr diese Vorurteile jeder Grundlage entbehren, zeigen nicht nur die Frauen, die in öffentlichen Ämtern ihr politisches Geschick unter Beweis stellen. Auch die „einfache Hausfrau" ist oft nicht nur politisch interessiert, sondern sie hat in vielen Fällen für die Zeitgeschehnisse ein viel wacheres Gefühl als der Mann. Diese Feststellung traf ein Referent, der sich wohl ein Urteil darüber erlauben kann: vor den 40 Teilnehmerinnen an der 25. staatsbürgerlichen Frauenarbeitstagung Anfang Mai sprach der Chefredakteur des Ostpreußenblattes, Hugo Wellems, im Ostheim in Bad Pyrmont.

Vor rund zwölf Jahren trafen sich zum ersten Male Leiterinnen und Mitarbeiterinnen der ostpreußischen Frauengruppen aus dem ganzen Bundesgebiet im Ostheim. Seit dieser Zeit zeigt die rege Teilnahme und das große Interesse an den staatsbürgerlichen Frauenarbeitstagungen, daß Frauen nicht nur sehr wohl politisches Verständnis haben, sondern auch durchaus fähig sind, fruchtbare Diskussionen zu führen.

„Es gab gar kein laues Drum-Herum-Gerede. Die Diskussionen wurden von Frida Todtenhaupt ausgezeichnet geleitet. Sie verlangte, daß wir uns konkret äußerten und verstand es so, die Diskussionen immer im sachlichen Rahmen zu halten. Dadurch wurden diese Gespräche für uns alle ein Gewinn!" So äußerte sich eine der Teilnehmerinnen der Maitagung. In all den Jahren waren die Frauen mit dem Ziel ins Ostheim gekommen, etwas zu erarbeiten, etwas zu leisten und ‚etwas mit nach Hause zu bringen'. Diese Erwartungen wurden oft noch übertroffen: „Seit meiner Schul- und Studienzeit habe ich nicht mehr so intensiv geistig gearbeitet" — diese Äußerung war oft zu hören.

Der große Erfolg dieser Tagungen ist nicht zu bestreiten. In erster Linie ist das Hanna Wangerin zu verdanken, die alle diese Tagungen vorbereitet und geleitet hat. Einige der Themen aus der letzten Tagung seien hier aufgezeichnet, um dadurch einen Eindruck davon zu vermitteln, wie vielfältig und umfassend diese gemeinsame Arbeit ist.

„Ich kanns ja nicht lassen, ich muß mich sorgen für das arm, elend, verlassen, verachtet, verraten und verkauft Deutschland, dem ich ja kein Arges, sondern alles Gute gönne, als ich schuldig bin meinem Vaterland." Unter dieses Leitwort von Martin Luther war die Jubiläumstagung gestellt. Die politischen Themen, die unter diesem Gesichtswinkel angesprochen wurden, standen unter dem Zeichen der Bundestagsdebatten um die Ostpolitik. Die Ostverträge aus sowjetischer Sicht erläuterte ein Kenner der sowjetischen Ideologie: Dr. Hans Werner Bracht. Da er einige wichtige Passagen im russischen Originaltext vorlas und wörtlich übersetzte, ergaben sich für die Zuhörerinnen neue Aspekte.

Aber auch die Referate über die Gesellschaftspolitik lösten angeregte Diskussionen aus. Der Bogen war weit gespannt: Über das Problem „Was tut sich in unserer Umwelt?" sprach Baronin Manteuffel. Frida Todtenhaupt behandelte das Thema „Landsmannschaftliche Frauenarbeit in Gegenwart und Zukunft". Erziehungsprobleme erläuterte Roland Schulz-Florey.

Bei kulturellen Darbietungen, die in das Programm der Arbeitswoche eingestreut waren, konnten die Teilnehmerinnen zwischendurch Atem schöpfen. Dazu gehörte nicht nur das allmorgendliche gemeinsame Singen, sondern auch die Dia-Vorträge — der einer Ostpreußin über eine Fahrt in die Heimat, der über Volkslieder und Volkstrachten von Ina Graffius. Höhepunkte in dem ‚Kulturprogramm' waren das Klavierkonzert des aus Lyck stammenden Pianisten Gottfried Herbst und die Lesung der Schriftstellerin Eva M. Sirowatka, die aus der Gegend um Allenstein kommt und durch ihre Lyrik wie durch eine Reihe von Kinder- und Jugendbüchern bekannt geworden ist.

Wenn hier auch nicht das umfangreiche Themenangebot aufgeführt werden kann, so seien doch noch zwei Referate erwähnt: Unter dem Leitgedanken „Glaube an Gott" und „Liebe zum Volk" sprach Rechtsanwalt Manfred Roeder über die ‚Bürgerinitiative'. Die ‚schweigende Mehrheit', die diese Initiative nicht ergreift, stand im Mittelpunkt eines Referates von Nora Hertel: „Die bedrohte Liebe zum Vaterland — Wer will die seelische Kastration einer ganzen Generation?" Hierbei hob Frau Hertel den Grundgedanken hervor: „Höre das Wort, Vater, auf Leben und Sterben, hilf uns die Freiheit erwerben. Sei unser Hort!"

*

Die 26. staatsbürgerliche Frauenarbeitstagung, die vom 28. August bis 3. September in Bad Pyrmont stattfinden wird, verspricht wieder ein umfangreiches Programm unter dem Leitwort von Goethe: „Alles, was geschieht, geht mich an!" Sollten trotz der bereits vorliegenden Anmeldungen noch einige Plätze frei bleiben, sind auch besonders interessierte Leserinnen des Ostpreußenblattes gern gesehene Teilnehmerinnen.

Der Tagungsbeitrag beträgt 45 DM. Verpflegung und Unterkunft im Ostheim sind frei, die Fahrtkosten (2. Klasse Rückfahrkarte) werden zurückerstattet.

Anmeldungen richten Sie bitte an die Landsmannschaft Ostpreußen, Frauenkreis, z. H. Hanna Wangerin, 2 Hamburg 13, Parkallee 86.

Wir möchten schon jetzt kurz auf die vierte Werkwoche hinweisen: sie findet vom 30. September bis 7. Oktober im Ostheim statt. Wir werden Sie darüber noch ausführlich unterrichten.

Victoria Passarge



Nach Motiven eines alten ostpreußischen Hochzeitsteppichs webte Altmeisterin Berta Syttkus diesen schönen Wandbehang. Zu der Aufgabe der Frau als Staatsbürgerin gehört es auch, das ererbte kulturelle Gut aus dem deutschen Osten zu erhalten und neu zu gestalten. Dabei sind die Erfahrungen der Älteren von unschätzbarem Wert; Bertha Syttkus ist ein gerngesehener Gast bei den Frauentagungen im Ostheim. Foto Grabow

Honig ist gesund

Eine kostbare Gabe der Natur

Wir Deutschen essen den meisten Honig in der Welt. Der Bedarf ist in den letzten Jahren um mehr als das Vierfache gestiegen. Honig ist eine der kostbarsten Gaben der Natur. Zu Hause haben wir das gewußt, und auch Jüngere lernen immer mehr, ihn in den Speisezettel einzubauen.

Der Gehalt des Honigs ist stets der gleiche an Traubenzucker, der sofort ins Blut übergeht, an Vitaminen, Inhibien (das sind die geheimnisvollen Krankheitsverhüter), den Mineralien, Phosphor, Kalzium, Eisen — gleich ob der Honig aus Lüneburg, Griechenland oder Australien stammt. Die Farbe hängt von der Blütensorte ab, von der er bevorzugt eingetragen wurde. Tannenhonig ist fast schwarzgrün, Lindenblüte hellgelb — mit Qualität hat das nichts zu tun. Von der Blütenart hängt aber die Fähigkeit der Honigsorte ab, zu kandeln, das heißt zu kristallisieren. Manche Sorten beginnen damit schon am dritten Tage, andere erst nach einem halben Jahr. Wer den Honig dünnflüssig liebt, stellt das Glas mit festgewordenem Honig in warmes Wasser. Er darf aber nicht höher als auf 40 Grad erwärmt werden, damit seine heilenden Eigenschaften nicht zerstört werden. Das Aufkochen oder Heißstellen ist in jedem Fall verkehrt, ebenso nutzlos wie eine Hustenmilch, bei der der Honig in kochende Milch gerührt wird.

Honig wird kühl, trocken, dunkel und fest verschlossen aufbewahrt. Bleibt er offen stehen, zieht er Feuchtigkeit an und beginnt zu gären. Nur mit einem Eier- oder Silberlöffel aufstreichen, Stahlmesser und -löffel vertragen sich nicht mit der Honigsäure.

Honig sollte man sich nicht nur auf das Frühstücksbrötchen streichen. Man kann mit ihm wunderbar süßen; nur sollte man ihn, wie gesagt, nie mitkochen.

Jeden Obstsalat, den Frühstückstee und das Müsli sollten wir mit Honig süßen. Den leckrigen kleinen Süßmäulern geben wir öfter am Tage einen Löffel Honig — ihr Verlangen nach Bonbons, Eis und Kuchen wird in kurzer Zeit bei dieser „Kur" vergessen. Das ist nachgewiesen worden.

Einen abendlichen Schönheitstrunk machen wir uns aus einem walnußgroßen Stückchen Bäckerhefe, einem Eßlöffel Honig und einem Gläschen Grapefruitsaft.

Ein uralter Hustensaft besteht aus mehreren zerschnittenen großen Zwiebeln, die eine Stunde in einem Liter Wasser kochen müssen. Das Ganze wird durchgeseiht und abgekühlt. In die lauwarme Flüssigkeit 250 Gramm Honig einrühren. Stündlich langsam ein Likörglas davon trinken.

Bei Schlaflosigkeit soll man einen Teelöffel voll Honig unter der Zunge langsam zergehen lassen.

Ein köstlicher Nachtisch sind diese Honigäpfel:

Vier große Äpfel werden geschält, das Gehäuse ausgestochen und gefüllt mit einer Mischung aus Honig, Zitronensaft, Rosinen, Datteln, Nüssen, Butter, Puderzucker. Man setzt die Äpfel auf eine feuerfeste Glasform und überdeckt sie 20 bis 30 Minuten im Ofen. Dazu gibt es Vanillesoße.

Astrid

Für Sie notiert

Wer hat sich nicht schon darüber geärgert, daß er aus Rücksicht auf die Nachbarn auf ein spätabendliches oder sehr frühes Bad verzichten mußte! Das Plätschern des einlaufenden Wassers ist eben zu geräuschvoll. Jetzt gibt es das geräuschlose Bad: eine Terephonmasse, mit der die Unterseite der Badewanne vor dem Einbau beschichtet wird, fängt das Geräusch ab und sichert damit die nachbarliche Ruhe. Wir können baden und brausen, wann und wie wir wollen.

Id

Lohnt das Einmachen sich noch?

Sechs von zehn Hausfrauen betreiben heute noch häusliche Vorratswirtschaft

Bei dem Blick auf die zunehmenden Angebote an frischem Obst und Gemüse kribbelt es jeder altgedienten Hausfrau in den Fingern. Soll ich — soll ich nicht einmachen? Ganz zu schweigen von den glücklichen Besitzerinnen eines Tiefkühlgeräts, die gespannt die Angebote beobachten, um ihre inzwischen recht zusammengeschrumpften tiefgefrosteten Vorräte zu ergänzen.

Es erstaunt zu hören, daß noch ein Viertel aller Haushalte über einen Garten verfügt und daß für fast 60 Prozent aller Hausfrauen Einmachen nach wie vor eine Selbstverständlichkeit ist. Ein traditioneller Brauch, aber auch ein modernes Hobby! Zeige mir einer die Hausfrau, die nicht mit Stolz und Freude eine kleine Batterie fertiger Gläser voller Gelee oder Marmelade in den Keller trägt!

Die Gründe dieser „Produktion in der Küche" sind sehr verschiedener Art. Sie macht nicht nur Spaß, sondern sie verhilft uns zu sicheren Vorräten, die eine immer wichtigere Rolle spielen. Die steigenden Preise, die Ebbe in den Geldbeuteln — das spürt jede Frau. Hier ist eine Chance, Geld zu sparen. Ja, man kann es sozusagen „verdienen", wenn man Zeiten der Obstschwemme, die einen Preistiefpunkt bedeuten, zum Großeinkauf nutzt.

Die Gefahren des Spritzens von Obst und Gemüse und sonstiger chemischer Zusätze für die Haltbarkeit sind heute wohl allgemein bekannt. Die Hausfrau kann sich auf ihre eigene Sauberkeit verlassen. Sie weiß genau, was sie in ihren Gläsern und Dosen hat und kennt ihre zuverlässigen Lieferanten. Dazu kommt der unübertroffene Geschmack, wie ihn ein Massenprodukt niemals aufweisen kann. Es gibt wohl keine Familie, die nicht ihre Spezialrezepte hätte und sich nicht freute, wenn sie auf den Tisch kommen.

Für die erfahrenen Einmach-Spezialistinnen dauert die Einmachzeit vom Rhabarber bis in den Winter zum Angebot bitterer Orangen. Und sie wird sich nicht davon abbringen lassen, wenn ihr ein Superkluger erzählt, Einmachen lohne doch nicht mehr bei dem großen Angebot industrieller Erzeugnisse! Einmachen lohnt doch, wird sie ihm sagen und ihm als Beweis ein Tellerchen mit köstlichem Kompott vorsetzen, wie er es mit diesem Geschmack sonst nie und nirgends findet!

Margarete Haslinger



Was Mutti heute wohl Gutes hat — wir haben Hunger, wir beide! Foto np

Markus Joachim Tidick

Der silberne Wimpel



Zeichnung Peter Tidick

4. Fortsetzung

Hinter ihnen steht vor dem dunklen Geheimnis des Wassers schwarz und ruhig, den Bug zum Himmel geschwungen, den Mast in den Sternen — wie ein stummer Zeuge das Schiff.

Ein kühler Wind streicht über den Rücken des Mannes. Taumelnd erhebt er sich, schreitet in das Wasser und schwimmt hinaus. Schwimmt in Pech und Silber, blickt zu den Dünen hin, zum Schiff davor, das drohend scheint und vertraut. Seine Arme im Wasser schimmern wie Messing. Als er zurückkommt, von mondlichtfangenden Wasserperlen übersät, hockt das Mädchen bereits angezogen neben dem Boot. Er packt seine Kleider, wirft sie schweigend ins Schiff, hilft ihr hinein und schiebt den Kahn mühsam ins Wasser. Watend führt er ihn noch ein Stück, dann zieht er sich an der Bordkante hoch und stellt sich an Ruder.

Nackt und gerade steht er da, vom Mondlicht überflutet, die Ruderpinne aus schwarzem Eichenholz in der Faust. Er fährt hinaus aufs Haff wie in unbekannte Ferne, in Nichts oder Unendlichkeit, er fährt — befreit — er lächelt.

Das Mädchen Anna sitzt schweigend im Boot und starrt ihn an. Hart schlägt ihr Puls. Sie ist angefüllt mit Glück und mit Erschrecken. Was ist das für ein Mann, der da am Ruder steht, die Haare silbern, schwarzes Holz in der Faust? Da sieht sie ein Lächeln. Es erscheint ihr fern, aber zugleich weich und zärtlich. So steht sie auf, tritt neben ihn, legt den Arm um seine von Wasser und Nachtwind kühle Schulter.

Auf blinkendem Talerweg, den der Mond auf das Wasser gießt, zieht ein Schiff über das Haff und an dem Dorf Sarkau vorbei, das mit kleinen, gelben, warmen Fensteraugen zum Wasser blickt. Eine Gestalt, die aus zweien gefügt scheint, steht als ein Teil der schwarzen Silhouette des Schiffes achtern am Ruder. Und der Kahn gleitet vorüber, als kümmerten ihn keine menschlichen Ansiedlungen. Aus der Nacht kommend und in sie hineintauchend verschwindet er hinter dem Kiefernwald. Schwärze versinkt in Schwärze, als das Schiff in die kleine Bucht läuft.

Später knacken Zweige unter den Kiefern und noch ein wenig später huscht ein leichter Schritt, oftmals verhaltend wie ein Wild, das sichert, am Rande des Waldes in das Dorf. Eine Tür wird geöffnet, Lichtschein flammt auf und verzuckt.

Vater Toll schmeißt die nassen Seestiefel in die Ecke. Der Ölrock, fast wieder trocken, hängt schon am Haken. Beim Hantieren am Strand, beim Aufklaren des Seebootes, Aufhängen der Netze und beim Heimfahren der Fische hat der Wind das Seewasser weggepustet. Soweit ein vielfach vom Seewasser durchtränkter Ölmantel überhaupt noch trocken zu werden vermag. Feucht und klebrig fühlt sich die Salzkruste immer an.

Mit dem Westwind, der vom Tag zuvor stehen geblieben war und in der Frühe wieder aufgefrischt hatte, ist das Seeboot, das dem Toll zusammen mit dem kleinen Kull und Vater Horch gehört, zurückgekommen. Und wie! Mit Braßfahrt, daß die Spanten ächzten und die Wanten stramm standen, wie Saiten, auf denen der Windbogen fidelt. Gut war der Fang an den Dorschangeln und auch in den Flundernetzen gewesen. Wie ein alter Wickinger hatte der große Toll an der Pinne gestanden, als das Boot durch die Brandung gezischt war. Dann hatte er, bis an die Hüften im Wasser, seine riesigen Schultern gegen die Bordwand gestemmt, um den Kahn über die Rollen auf den Strand zu holen.

Nun hängen die Flundern schon, paarweise an den Schwänzen zusammengebunden, auf dem Hof zum Trocknen über den Stangen. Morgen wird geräuchert.

Toll lacht über das ganze rotbraune Gesicht, reckt die Arme, daß die Gelenke knacken und greift sich mit den Fußspitzen die Pantoffeln. Erst einmal etwas Warmes zu essen. Breit rückt der Mann an den Tisch.

„Wat hest du mi am Strand vertellt, Mutter, dat Heu von jensied is all im Stall op de Lucht?"

„Ja, die Anna hat es geholt mit dem Königsberger Kahn."

„Verstoh ek nich."

„Na, die Anna war Schischken lesen, da hat der Königsberger, der Hagge, sie gesehen und gefragt, ob sie ihnen nicht die Fische ausnehmen will. Das hat die Anna auch gemacht, und bei der Gelegenheit hat sie wohl von dem Heu erzählt. Na und der Haag hat gesagt, er will fahren, wenn die Anna noch'n Jung besorgt zum Segeln. Da sind sie gestern früh rüber und am Abend waren sie zurück."

„Hewt der denn nuscht zu tun?"

„Weißt doch, wie da es mit de Stadtminsche. Der hat ja Ferien. Na und dann is ihm wohl egal, wo er hinsegelt."

„Hm", brummt der Alte. „Dat is ja wohl denn ganz nett von ihm."

„Schön, daß dat Heu da is, Anna", sagt er dann zu seiner Tochter, die gerade aus der Küche mit einer Schüssel kommt. „Kannst nachher rüber zu dem Königsberger und ihm ein paar Pfund Fische bringen."

Anna lacht: „Die fischen ja selbst."

„Wat, die fischen selbst? Na ist sowat schon dagewesen? Is für uns doch schon nuscht zu verdienen mit der Fischerei!"

„Aber Vater, die verkaufen doch nicht, das ist bei denen nur so zum Sport."

„Bloß Sport? So. Na, dann soll mi dat egal sind. Räuchern tun se wohl noch nich, was? Dann bringst du dem Kerl eben morgen frische Räucherflundern und sagst ihm schönen Dank von mir."

„Ja, Vater." Anna steigt eine leichte Röte bis an die Locken über die Stirn.

„Oder muß ich vielleicht selbst hingegehen?"

„Ach wat", wirft Mutter ein, „das macht die Anna schon. Wird ihm wohl auch lieber sein, wenn ein flinkes Mädchen die Flundern bringt, als wenn so'n struppiger Mannskerl kommt."

Zwei Steinchen plumpsen von Annas Mädchenherzen. Der eine, weil sie nicht mehr heute hingehen muß, sondern erst morgen nach dem Räuchern. Heute ist sie noch bange, weil heute zu nahe an gestern liegt. Der zweite, weil sie sogar vom Vater einen Grund bekommen hat hinzugehen.

Doch morgen erst, morgen. Da kann man sich darauf freuen und kann zu dem bangen Klopfen da drin lächelnd sagen: Es ist ja erst morgen.

Anna hat Freude daran, neben Frank im Wagen zu sitzen. Wenn sie bisher beisammen waren, hatte sie das Dorf neben sich. Nun empfindet sie die Fahrt, auf der sie sich immer weiter von dem Hof und der vertrauten Umgebung enfernt, als ein Eintauchen in die tägliche Welt Franks. Natürlich war sie schon des öfteren in Königsberg, doch als sie nun durch die Cranzer Allee und das Roßgärter Tor in die Stadt kommen, da sieht sie alles mit anderen Augen, weil Frank zu diesem und jenem flinke Bemerkungen findet.

„Hinter dem Zaun — da, wo Luftbad dransteht — liegen die Damens nackt in der Sonne. Aber meist die weniger schönen, die anderen können sich auch woanders hinlegen."

„Hast du durch ein Loch im Zaun gesehen?"

„Nein, aber die Flieger von Devau wissen es genau, weil sie immer zum Spaß darüberfliegen."

„Carolinenhof, der Rennplatz! — Der alte Wallgraben, da hab ich als Junge geangelt. — Und auf den Wällen gerodelt und geschossen und mit Steinen geschmissen. Die früheren Befestigungswerke sind heute prachtvolle Grünanlagen, die sich in einem Ring rund um die ganze Innenstadt ziehen. Wir fahren fix mal hier herum. So, jetzt ist rechts von uns der Oberteich und links, da die Anlagen hinunter, der Schloßteich. Drüben das große Gebäude, das man von der Rückseite sieht, ist das Städtische Krankenhaus. Ja, mit dem großen Schornstein. Den braucht man, um die abgeschnittenen Arme und Beine zu verbrennen."

„Pfui."

Frank fährt durch die enge Altstadt zum Fischmarkt hinunter, damit Anna bei der Mutter ihre Bestellung ausrichten kann.

Mutter Toll ist nicht wenig überrascht, als das Töchterchen so plötzlich in der kleinen Gaststube auftaucht, in der die Fischerfrauen, wenn sie nach Königsberg kommen, ihr Essen einzunehmen pflegen.

Doch nimmt sich Anna nicht die Zeit zu einer längeren Unterhaltung. Wie der Wind ist sie wieder weg und bei Frank im Wagen.

„Das also ist Anna Toll, Muttchen", sagt Frank, als sie eine Viertelstunde später vor seiner Mutter stehen.

Die Frau mit dem vollen blonden Haar, durch das sich einige graue Fäden ziehen, gibt dem Gast freundlich die Hand, und vor ihren hellen Augen schwindet die Beklommenheit des Mädchens. Sie hat sich Franks Mutter wohl etwas anders vorgestellt. Strenger vielleicht und etwas spöttisch, wie Frank es mitunter sein kann. Doch diese Frau weiß den Freunden ihres großen Jungen auch nur Freundschaft zu zeigen, selbst wenn das Auge und das sichere Gefühl der Mutter — nach außen nicht erkennbar — auf die kritische Stellungnahme nicht verzichten. Sie betrachtet seine Bekannten grundsätzlich nicht auf ihre Stellung hin, sondern ihr ist es nur wichtig, ob sie für ihr Kind angenehm oder unangenehm, gut oder schlecht zu sein scheinen. Im übrigen verläßt sie sich weitgehend auf ihren Sohn. Aber auch wenn er ihr nichts sagt, ahnt sie die Bedeutung, die dieser und jener Mensch für ihn hat, mit großer Genauigkeit.

Fortsetzung folgt

Walter v. Sanden-Guja

Der Fischer und das Schwanenmädchen

Es war einmal ein Fischer. Er lebte ganz allein an einem großen einsamen See. Selten sah er Menschen. Früher war es anders gewesen. Seitdem waren viele Jahre vergangen. Die andern Fischer hielten nicht viel von ihm. Wenn sie über ihn sprachen, dann sagten sie geringschätzig: „Ach der", lachten und fühlten sich klüger. Nur ganz selten warf einer der jüngsten oder einer der ältesten ein Wort für ihn ein, „Tut er Euch etwas?" oder „Er ist klüger und besser als Ihr alle".

Dann lachten die andern und sagten: „Wenn er klug wäre, würde er sein Leben genießen. Er ist ein Mucker, wir trauen ihm nicht."

Früher, als der Fischer noch ein junger Mann gewesen war, hatte er die Menschen mehr aufgesucht und Ausschau gehalten, ob er eine gute Frau fände. Das war ein schwieriger Fall gewesen, er hatte keine gefunden. An den Mädchen lag es nicht, sie waren schließlich alle Frauen geworden; es lag an ihm. Er war so ganz anders wie die Männer sonst, er wollte sehr wenig vom Leben und verlangte doch sehr viel. Er war immer fröhlich, er gewann dem Leben die beste Seite ab. Auch die grauesten, eintönigsten Alltage waren ihm eine goldene Kette glücklicher Stunden. Er lebte sein Innenleben, und das war so, daß er immer das Unsichtbare aller Dinge sah und darum erschienen sie ihm anders und viel schöner als den übrigen Menschen.

Wenn die Fischer sich ihre Netze in der Fabrik kauften, weil das bequemer und — wie sie sagten — billiger war, strickte er seine Netze selbst. Er sagte: „Ich fang mehr damit, und alle Gedanken, die ich in mein Netz stricke, machen es mir zum Freund."

Wenn er damals, als er noch eine Frau suchte, von seinem Stricken aufstand und mit strahlenden Augen dem Dorf zuschritt, dann konnte doch keines der Mädchen seinen Traum erfüllen, weil sie dem Bild nicht standhielten, das in seinem Innern von dem Wesen und dem dazu passenden Aussehen seiner zukünftigen Frau lebte.

Allmählich wurde der Fischer nachdenklich. Es muß an mir liegen, sagte er sich, daß ich keine Frau finde. Die anderen Männer finden Frauen. Ich verlange wohl zuviel. Nach dieser Erkenntnis schloß er sich mehr an eines der Mädchen an, das ihm am besten gefiel.

Zu rechtem Glück konnte er aber nicht kommen. Als er an einem frühen Morgen zu ihr ging, sein Herz von der Einsamkeit der Nacht so glücklich war und er sie auf den See zum Fischen holen wollte, weil er in seiner inneren Freude auch andere glücklich sehen mußte, da hörte er von weitem über den Holzzaun ihre laute, zankende Stimme. Sie schalt den Knecht. Der Fischer blieb stehen und lauschte. Aus den Worten verstand er, daß der Knecht nichts Böses getan hatte, eine Arbeit war ihm nur nicht gelungen. Traurig wurde dem Fischer zu Mut. Wie kann man in der Frühe schon so schelten. Nein, sie paßt auch nicht zu mir. Solch ein Wesen macht mir zuviel Schmerzen und verbannt mich aus meiner Welt, in der mich dem lieben Gott immer nah fühle. Er ging rasch zurück, nahm seine Netze und fuhr auf den See.

Seit diesem Erlebnis waren zwei neue Erkenntnisse in ihm aufgegangen. Die erste machte ihn froh und lautete: Ich verlange nicht zu viel. Wenn in meinem Herzen ein solches Bild lebt von einem Mädchen, das zu mir paßt, dann ist das ein Beweis, daß es solch ein Mädchen gibt. Die zweite Erkenntnis machte ihn zuweilen unruhig. Sie lautete: Lange werde ich mit meiner Sehnsucht nach diesem Mädchen nicht mehr fertig werden.

Der Fischer wurde jetzt immer einsamer. Von jedem Versuch, unter die Menschen zu gehen, kam er unbefriedigt zurück. Wenn er mit ihnen sprach, gewann er ihre Herzen, und viele Freunde hätte er sich erwerben können. Er hatte aber keine Zeit dazu, er sah nur immer vergeblich aus nach seiner anderen Hälfte. Irgendwo mußte sie sein. In der Natur, die ihn umgab, sah er überall Hälften, die sich vereinigten.

Die Jahre vergingen. Zum reifen Mann war der Fischer geworden. Seine Seele war die eines Kindes, seine Sehnsucht die der Jugend geblieben. Oft hatte er nachts auf seinem einsamen Lager gebetet. „Lieber Gott, so schön ist das Leben, gib mir doch ein Wesen, das mich versteht, dem ich mein Herz voll Vertrauen in den Schoß legen kann." Wie viele Gebete sind auf dieser Welt schon zu Gott gesandt. Jedes Gebet hat er erhört, wenn der Beter ihm geöffnet war. Jeder Beter war anders und die Erfüllung war so, wie sie für ihn allein paßte.

Uber die Berge kam der Föhn. Von den Lagunen des Mittelmeeres trug er das bunte Volk der Wasservögel nordwärts. Er taute den Schnee auf den Gebirgen. Die Lawinen donnerten zu Tal und Flüsse und Bäche schwollen an. Die Eisdecke auf dem großen See war aufgerissen. Das Wasser lebte wieder. Welle auf Welle eilte zum Strand und schlug an die Wände des Fischerhauses. Wie pochende Schläge klang es im Innern. Der Fischer sprang von seinem Lager. Er wußte, daß es jetzt Frühling wurde. Mit starken Armen schob er sein Boot in das Wasser. Kein Netz, nur das Segel nahm er mit, und bald saß er am Steuer, während der Südwind sein Segel blähte und der Kahn durch die Wellen flog.

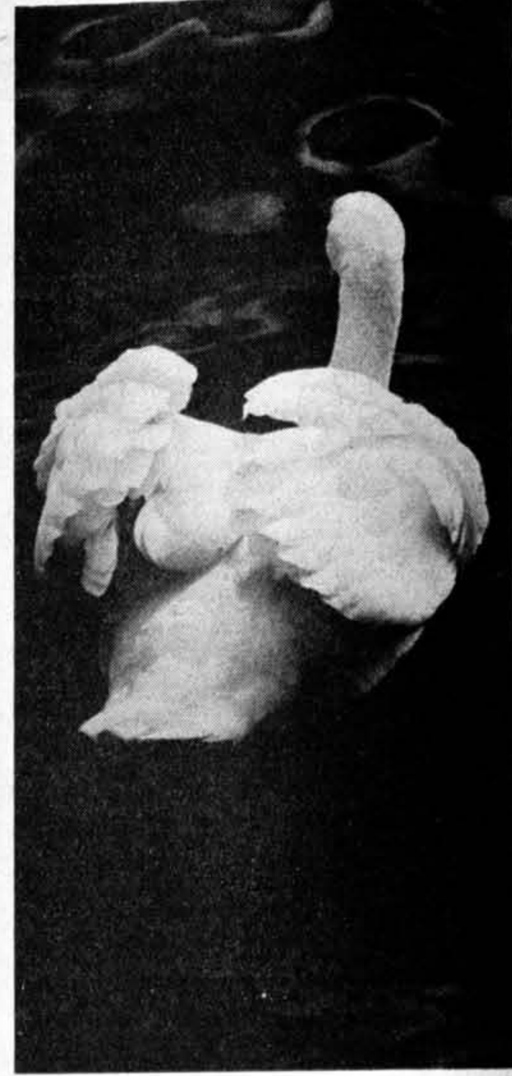
Ganz versunken war der Fischer. Der Traum, aus dem ihn der See erweckte, war ihm wieder eingefallen. Vor ihm hatte ein Mädchen gesessen, so schön, wie er sichs immer gedacht. Ihre Hände streichelten sein Haar, und während eine leise Harfenmusik erklang, sagte sie: „So schön siehst du die Welt und das Leben wie ich. Wir sehen uns deshalb immer wieder und müssen uns deshalb auch immer wieder trennen." Sich immer trennen bringt die Sehnsucht, sagte der Fischer vor sich hin, aber sich immer wiedersehen ist etwas Herrliches.

Weil er nicht auf Wind und Wasser geachtet hatte, war sein Boot in eine stille Bucht getrieben. Sie kam ihm fremd vor. Erstaunt sah er sich um. Da klang ein Ton ähnlich wie die Harfenmusik im Traum aus der Höhe an sein Ohr. Er sah empor und gewahrte einen Wildschwan, der auf silberweißen Flügeln mit dem Südwind flog. Über seinem Boot beschrieb der Schwan einen Kreis, kam tiefer und tiefer und ließ sich, zum Staunen des Fischers, auf seinem Boot nieder.

Hoch aufgerichtet stand der Schwan auf der Bank vor dem Segel. Der Fischer rieb sich die Augen, weil er ihnen nicht traute. Dann sah er wieder auf, und noch viel größer war sein Staunen, als an Stelle des Schwanes das Mädchen seines Traumes, der Sehnsucht seines Lebens, vor ihm saß. Er wagte sich nicht zu rühren.

„Komm zu mir", sagte das Mädchen, „du bist die Hälfte, die ich mein Leben lang suchte. Ich bin wohl so anders als die anderen, darum schien es für mich keine Hälfte zu geben. Immer war ich allein. Da betete ich viel zum lieben Gott in meiner Sehnsucht. Er hat mich erhört und sagte zu mir im Traum, ich würde Schwanenflügel bekommen, um zu dem Menschen, der zu mir gehört, fliegen zu können, denn er sei sehr weit. Auf einem einsamen See mit einem weißen Segel vor dem Südwind würde ich ihn finden. Weil wir aber besondere Menschen sind und sehr wenig und doch viel vom Leben verlangen, so sollen wir immer von dem Tage, an dem der Föhn vom Mittelmeer über die Berge weht, zusammen sein, so lange die Sonne zunimmt. Wenn sie aber wieder kürzer zu scheinen beginnt, dann würde ich als Schwan wieder zurückfliegen zu meinem fernen Land. Der liebe Gott sagte am Ende noch: Weil Ihr so seid, wie Ihr seid, schon Euer ganzes Leben lang, darum sollt Ihr auch ein Glück haben, wie es sonst Sterblichen nicht zuteil wird. Und auch die Sehnsucht, stärker als sie die Menschen sonst ertragen, sollt Ihr behalten."

Da fühlte der Fischer, wie sein Herz sich öffnete. Zwei weiche Hände strichen über sein Haar, und sein Haupt lag an einer Brust, deren Herz für ihn schlug, das die Welt und das Leben nahm, wie ein Geschenk Gottes, wie etwas so Schönes, das man auch in den grauesten Alltagen immer wie in höheren Sphären leben mußte.



Fotos Wagner

Die Menschen wurden älter, er blieb wie er war. Die Menschen wurden satt, er behielt die Sehnsucht. Er blieb das träumende Kind sein Leben lang.

Rudolf Naujok

Wie ein Seiltänzer über dem Nichts

Wer im dunklen Grün des Waldes einer Quelle begegnet, wird vielleicht im Geiste den Lauf des Wassers verfolgen, um einen Bach, einen Fluß, schließlich einen mächtigen Strom vor sich zu sehen. Die Frage nach der Wirksamkeit und Bedeutung ist Art der Menschen.

Aber es ist nicht die Weise des Quellwassers, das aus dunklem Grund strömt und immer voller Geheimnis bleibt. So darf jeder Mensch, wie groß oder gering er sein mag, dem Ort seines Ursprungs vertrauen. Er wird nicht um die Ehrfurcht herumkommen, die der Mutter gebührt oder den Geschlechtern vor ihm oder der Landschaft, in der der Baum seines Daseins gelassen die Jahresringe aneinandersetzte.

Die Landschaft, in der ich die Dinge der Welt begreifen lernte und die damit zu einem Bestandteil meines Wesens wurde, liegt am Kurischen Haff, und zwar an seiner nördlichen Spitze, wo es schon, mehr flußartig, dem Meer zufließt. Vielleicht erinnert es in seiner Breite an manche Partien der Niederelbe oder des Niederrheines, nur daß die Ufer nicht so ein trächtiges Grün zeigten, sondern auf einer Seite als Nehrung, auf der anderen als Wald und Heide, vom Sand und seiner spröden Vegetation bestimmt, den Charakter der Schwermut, der Stille und Versonnenheit annahmen.

Außer der Sonne und dem Wind, allenfalls noch dem Nebel, der schwer — auch sommertags — vom Meer heranzog, besaß diese Landschaft keine Freunde. Ihre Einsamkeit und Versunkenheit konnten oft drückend werden, und wenn sie lastend in mein Kinderspiel einbrachen und ich erschauernd aus dem warmen Bezug der Phantasie fiel, etwas Fremdes und Feindliches witternd, wußte ich nicht, ob es von außen oder von innen kam, ob es die Stimme des Blutes oder die des Windes war.

Hier in der Haffmündung machten in erdgeschichtlichen Zeiten Wasser und Land in gigantischen Ausmaßen um ihr Dasein gerungen haben. Das Land hatte gesiegt, wie die Wellen diluvialen Sandes zeigten, aber es lag offen und ungeschützt zum Haff und zum Meer da, und im Wind, im Wolkenfluge, im Zug der Vögel, in der Spiegelung der Luft war immer noch etwas von der alten Alleinherrschaft des Wassers zu spüren.

Wenn hier von der Landschaft und ihrem Charakter gesprochen wird, so geschieht es mit gutem Grund. In einer städtischen Umgebung mögen Verwandte und Freunde, mögen Theater, Konzerte und Veranstaltungen in vielerlei Richtungen auf ein Kind einwirken. Dort in der Einsamkeit des Kurischen Haffes und der waldtiefen Verlassenheit eines Fischerdorfes gab es sie nicht.

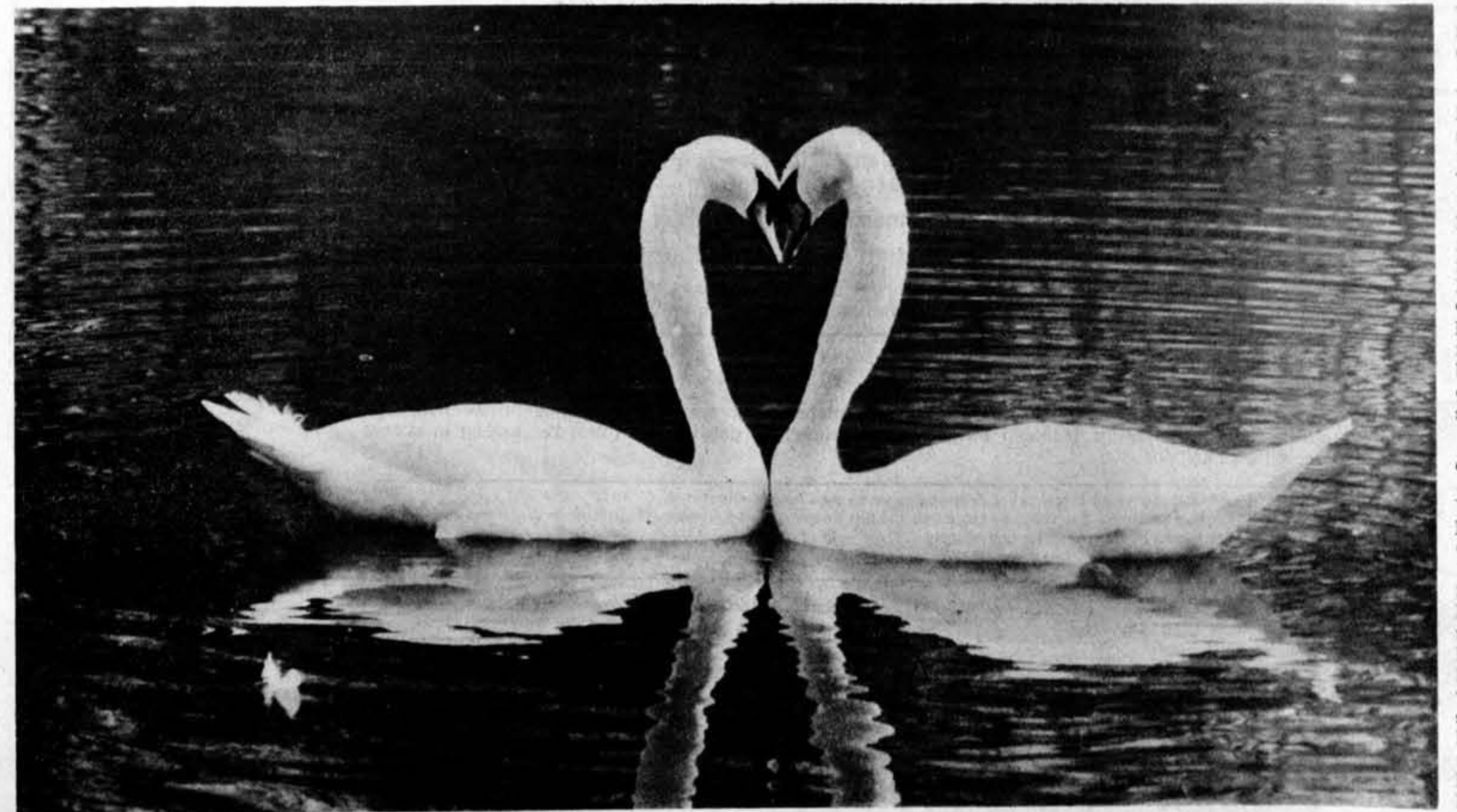
In demselben Maße, wie es sie nicht gab, wurden Wolken, Wind und Wasser zu Gefährten und großen, unvergeßlichen Anregern. Bei fast allen, die in den ostdeutschen Raum hineingeboren wurden, wird von der formenden Kraft der Landschaft gesprochen, von Wald, Moor, Strom und Meer, und der eine hat aus diesen, der andere aus jenen Elementen die schöpferischen Kräfte seines Lebens gefunden.

Wir haben keine Vorstellung von der ungeheuren Fremdheit, mit der ein Kind die Bühne dieser Welt betritt, und wie mühsam es sich hineintasten muß in das, was uns Erwachsenen allzu selbstverständlich geworden ist. Wollten wir dasselbe noch einmal bewußt an uns erfahren, so müßte uns schon eine geisterhafte Riesenhand auf einen Planeten schleudern — nicht sehr zart übrigens, denn der Vorgang der Geburt steht bekanntlich unter keinem sanften Gesetz. Vielleicht, daß wir in der ersten Zeit nach dem Tode noch einmal so einer unbedingten Notwendigkeit der Anpassung in fremdem Raum gegenüberstehen werden wie ein Kind in dem ersten Jahr nach seiner Geburt.

Wenn ich mich frage, welches wohl die erste Erinnerung meines Lebens sei, so brauche ich nicht lange zu suchen. Ich sehe mich nackt vor einem großen Spiegel, der zwischen zwei Fenstern in das Zimmer hängt, sehe die Gardinen rechts und links und die Nippesfiguren auf der Spiegelkonsole. Dabei krieche ich auf dem Boden umher, richte mich mit Hilfe der Konsole vor dem Spiegel auf, bin sehr erstaunt über mich selbst und betrachte mich lange und eingehend, während hinter mir um einen Kaffeetisch Frauen sitzen, die mich gebührend bewundern. Unter diesen Verwandten und Bekannten in der Tracht der Jahrhundertwende sitzt auch meine Mutter. Ich fasse ab und zu nach meinem Oberarm, denn hier tut etwas weh.

Ich bin nämlich geimpft worden, und da diese Impfung allenfalls im zweiten Lebensjahr stattfand, muß es in der Tat eine sehr frühe Erinnerung sein. Auch für den Ort der Handlung liegt in mir ein fernes Wissen. Ich habe das Gefühl eines sonnigen Himmels und einer Anhäufung von Wind und Wasser und Wolken, für die es vielleicht nur ein einziges Wort gibt: blank. Es muß also ein Haus am Kurischen Haff gewesen sein, in dem ich mich befand, wahrscheinlich die Schule.

Außer dieser frühesten Szene, die sich mir eingeprägt hat, liegen die ersten Jahre dunkel, aber nicht ohne Wärme da. Es ist alles ein Wogen und Weben, ein Eingebettetsein in Landschaft und Haus, ein tiefes Hinabsinken in Gründe, wo alle Konturen unscharf werden. Ein Kind schwebt über dem Nichts wie ein Seiltänzer, und seinen kleinen Händen und Füßen sind Fähigkeiten gegeben, die wir später nicht mehr besitzen. Sein Lächeln gehört noch halb dem Himmel an. Mit der Erde und den Dingen spielt es versonnen und läßt sie liegen, wenn es ihm nicht mehr paßt. Es ist uns in seinem vegetativen Dasein ganz und gar rätselhaft, und wir werden wohl in unserem späteren, betriebsamen Leben nicht den Verdacht los, daß es uns eben durch diese sichere Grundlage des Seins überlegen ist.



Die »heiligen Kühe« der Nation?

Zum politischen Engagement des Schriftstellers aus Ost und West

Schriftsteller und Politik — zu diesem Thema stellte Hans Egon Holthusen jüngst in einem Aufsatz „Die Schelme die die Welt mit ihrem Tintenfaß regieren" fest: „Die Geschichte der neueren Kunst und Literatur kennt zahlreiche Fälle von Begabungen hohen, ja höchsten Ranges, die durch ihre politischen Optionen, Engagements, Fehlurteile oder Fahrlässigkeiten, oft auch nur durch ihren gemütlichen oder zynischen Opportunismus, einen eher bedenklichen Eindruck hinterlassen haben."

Kompromittierendes Material — in rauhen Mengen — findet man in jeder Literaturgeschichte der vierziger Jahre, und man fragt sich, haben die „Naivlinge" von heute nichts aus der Geschichte gelernt?

Holthusen definiert in einer nahezu klassischen Formulierung: „Schriftsteller, die sich selber als die heiligen Kühe der Nation betrachten und auch von ihren Kollegen und von der Zwischenträgergilde der Massenmedien als solche behandelt werden; Bestsellerschreiber mit Haus und Zweitwagen, die in Ecce-Homo-Pose vor ihr Publikum treten; abgefeimte, mit allen Wassern gewaschene Publizisten, die hauptamtlich als politische Moralisten firmieren und mit gouvernantenhafter Strenge die Erziehung der deutschen Bevölkerung zur Demokratie' überwachen; rudelweise auftretende Geistesfürsten, die sich in schlechtem Deutsch und mit schiefgewickelten Argumenten an das Parlament wenden, um den respektvoll verdatterten Volksvertretern wieder einmal den Marsch zu blasen, vor ‚Diffamierungskampagnen' gegen Schriftsteller zu warnen und so weiter."

Und aus eigener Erfahrung fügt er hinzu: „Wer viel mit Schriftstellern zu tun hat, der kennt auch ihre Untugenden, der weiß, wie weit Eitelkeit, Mißgunst und Neid, Ranküne und Dummheit in ihren Kreisen verbreitet sind und daß gerade die wirklich guten Menschen, die es auch unter ihnen gibt, in politischen Dingen nicht die Gescheitesten sind." Holthusen erinnert an das Wort Voltaires: „Die erbärmliche Sorte sind die Schelme, die die Welt mit ihrem Tintenfaß regieren."

Zwei dieser „Schelme", einen aus dem Osten und einen aus dem Westen, wollen wir einander gegenüberstellen: den Blechtrommler aus Danzig, Günter Grass — und den Clown vom Rhein, Heinrich Böll. Schon die Physiognomie verrät grundverschiedene Charakterzüge. Die Karikatur läßt diese besonders deutlich erscheinen: Bei Grass das immerhin noch Gemütliche, Gelassenheit auch im Hinnehmen, eine „östliche" Ruhe, sehr viel Naivität und ein stures Beharren — bis zum Monotonen hin — in der einmal gefaßten Ideologie.

Das Gegenteil bei Böll: reizbar in seinem Allmachtsbewußtsein, schmollend, die beleidigte Leberwurst, verletzend in der Aussage, dennoch unsicher, schwankend, ohne besondere Charakterfestigkeit: der „prominenteste Vorzeigeidiot der Republik" — wie es in einem Leserbrief an die „Zeit" einmal zu lesen war.

Glatteis

Zwei Schriftsteller immerhin, die — im Rahmen der Gruppe 47 — einst mit überdurchschnittlichen literarischen Leistungen bekannt geworden sind, von denen der Durchschnittsbürger meint, sie hätten es nicht nötig gehabt, sich aufs politische Glatteis vorzuwagen. Kein Intellektueller wird behaupten, Günter Grass hätte an Ansehen dadurch gewonnen, daß er als ES-PE-DE-Trommler durch die Lande zog und verworrene pseudopolitische Reden hielt. Kein Intellektueller wird ebenfalls behaupten wollen, Böll habe an literarischer Substanz zugenommen, seit er sich — „Vaterland, es knirscht in deinem Gebälk!" (Billard um halb zehn) vom Pegasus herabschwang und als Don Quichote gegen die letzten „verfaulenden Reste von Macht" in unserem Staat anrannte.

Seine Satiren, die ein Rezensent, in Umkehrung des Titels, als „Dr. Schweigers gesammelter Murks" vorstellte, verraten sein 1969 in der Stuttgarter Zeitung veröffentlichtes Rezept: „Diese Gesellschaft ist bis aufs äußerste gereizt, es wäre klug, sie wieder zu reizen, aber nicht mit Gewalt, sondern durch tiefes Schweigen, scheinbares Verstummen und eine planmäßige Zersetzung des überholten Systems."

Beim Schweigen konnte er es nicht belassen, als er eine Lanze für die Baader-Meinhof-Bande brach und sich für Ulrike Meinhof einsetzte· „Soll sie sich wirklich stellen mit der Aussicht, als die klassische rote Hexe in den Siedetopf der Demagogie zu geraten?"

Während Günter Grass — die ehrliche Haut aus dem deutschen Osten — auch dann, wenn er angreift, zwischen den Zeilen „umkehrbare" Wahrheiten verkündet und sich — ungewollt — als Prophet erweist, während er zumindest gradlinig sein Ziel verfolgt, wenn auch bisweilen seltsam in der Naivität und zum Kopfschütteln herausfordernd, zeigt Böll sich in seiner Inkonsequenz als Meister der engstirnigen Verbohrtheit, als der tragische Clown, den er selbst literarisch auf die Stufen des bundeshauptstädtischen Bahnhofs setzte. (Sein eigenes Denkmal!)

Wer wollte nicht Grass aus ganzem Herzen zustimmen, wenn er in seiner in Athen gehaltenen „Rede gegen die Gewöhnung" liest: „Offenbar kennt der Zynismus politischer Macht keine Grenzen. Das technische Zeitalter verbreitet ihn ungeschminkt. Smart lächelnd tobt er sich auf Fernsehschirmen aus." Nun, der Leser denkt dabei gewiß an andere Beispiele, als die von Grass offerierten.

Genauso die „politische Aussage" — um ein paar Monate vorweggenommen, die bald Wahrheit werden wird: „Der Jubel über olympische Rekorde und jugendliche Leistungsschau überdeckte häßliche Nebengeräusche." Und in jedes Stammbuch würden auch wir das Grass-Wort schreiben: „Zwar kann das Recht gebeugt werden, aber es bleibt als gebeugtes Recht kenntlich!"

Grass stand am Anfang; Böll folgte ihm. Oder anders ausgedrückt: Erst als er das Gras wachsen hörte, begann er zu böllern! Böllerschüsse nun treffen, ihrer Natur nach, nie ins Schwarze, sie verpuffen im Luftleeren.

Der Präsident des Internationalen PEN-Clubs blieb, als es in der Sowjetunion um die Unterdrückung Bukowskis und anderen Kollegen ging, dem Titel seines Hauptwerkes treu „und sagte kein einziges Wort." Statt gegen die Unterdrückung der tschechoslowakischen Kollegen laut zu protestieren, verstieg er sich zu einer Parallele zwischen seinem eigenen Schicksal und dem Schicksal der Kollegen drüben, so daß der tschechische Autor Rudolf Ströbinger ihm antworten mußte: „Ich wünschte den tschechischen und slowakischen Schriftstellern von ganzem Herzen, daß auch sie an einem solchen Ausmaß von ‚Verfolgung' leiden dürften, wie es Böll für sich konstatiert. Er — und wir mit ihm! — sehen in dieser ‚Parallele' Bölls eine unverständliche Herausforderung all derer, die wirklich verfolgt sind, die auf den Tod gehetzt werden und nicht selber darüber sprechen können."

Ströbingers Feststellung hat ins Schwarze getroffen: „Wer das Los der Verfolgten teilen muß, wird sein Verfolgtsein selten wie eine Fahne vor sich hertragen."

Fahnenträger Böll „kann in einem Lande nicht mehr arbeiten, in dem man Verbrecher jagt und dabei begreiflicher-, wenn auch bedauerlicherweise nicht immer zimperlich ist. Die angekündigte Emigration steht ihm frei — sehr viel freier, als sie Uwe Johnson bei seiner Flucht aus der ‚DDR' stand, sehr viel freier auch als Bukowski, gegen dessen Verurteilung in der UdSSR offiziell zu protestieren sich Böll Anfang des Jahres geweigert hat." Das stellte erst kürzlich die parteiunabhängige Wiener „Presse" fest.

Aus all dem ließe sich nun der Schluß ziehen: „Si tacuisses, poeta mansisses" — Hättet Ihr geschwiegen, wärt Ihr Dichter geblieben!

Der Schlüssel

Doch da erwacht ein Zweifel . . . War dieser Sprung in die Politik für den Danziger Grass, für den Kölner Böll nicht doch eher ein Verzweiflungssprung? Waren nicht beide im wahrsten Sinne des Wortes „ausgeschrieben"? War nicht Grass in seinem jüngsten Roman „Ortlich betäubt" unheilbar festgefahren, hatte er sich nicht in das „Tagebuch einer Schnecke" verrannt, ohne noch literarische Fortschritte verbuchen zu können? Und hatten nicht zumindest ehrliche Kritiker bei Bölls „Bildnis mit Dame" ebenfalls die Köpfe geschüttelt und einen Abstieg vom „Parnaß" konstatiert? Grad im rechten Augenblick, so scheint es, erschien Martin Walsers Roman „Die Gallistl'sche Krankheit". Walser, in einer ähnlichen Situation wie die beiden Kollegen, besaß hier die Ehrlichkeit, einen Schlüssel zu geben.

„Eine Zeitlang hoffte ich, irgend jemand würde sich der Meinung, die ich von mir habe, anschließen . . . Damals schwebten mir Leistungen vor. Ich werde schon das Nötige vollbringen, dachte ich. Dann blieb eine Vollbringung nach der anderen aus."

Die Gallistl'sche Krankheit — das heißt, aus einem festgefahrenen, ausgeschriebenen Schriftsteller wird ein Pseudopolitiker. . .

Oder wie Thomas Kielinger es von Walser feststellte — und wie es unverändert auch von Grass und Böll gilt! „In Martin Walser begegnet uns jene Variante des Intellektuellen, der sein Heil in Ideologien sucht, weil ihm seit längerer Zeit die handwerklichen Voraussetzungen zur Ausführung seines bürgerlichen Berufes, der Schriftstellerei, abhandengekommen sind."

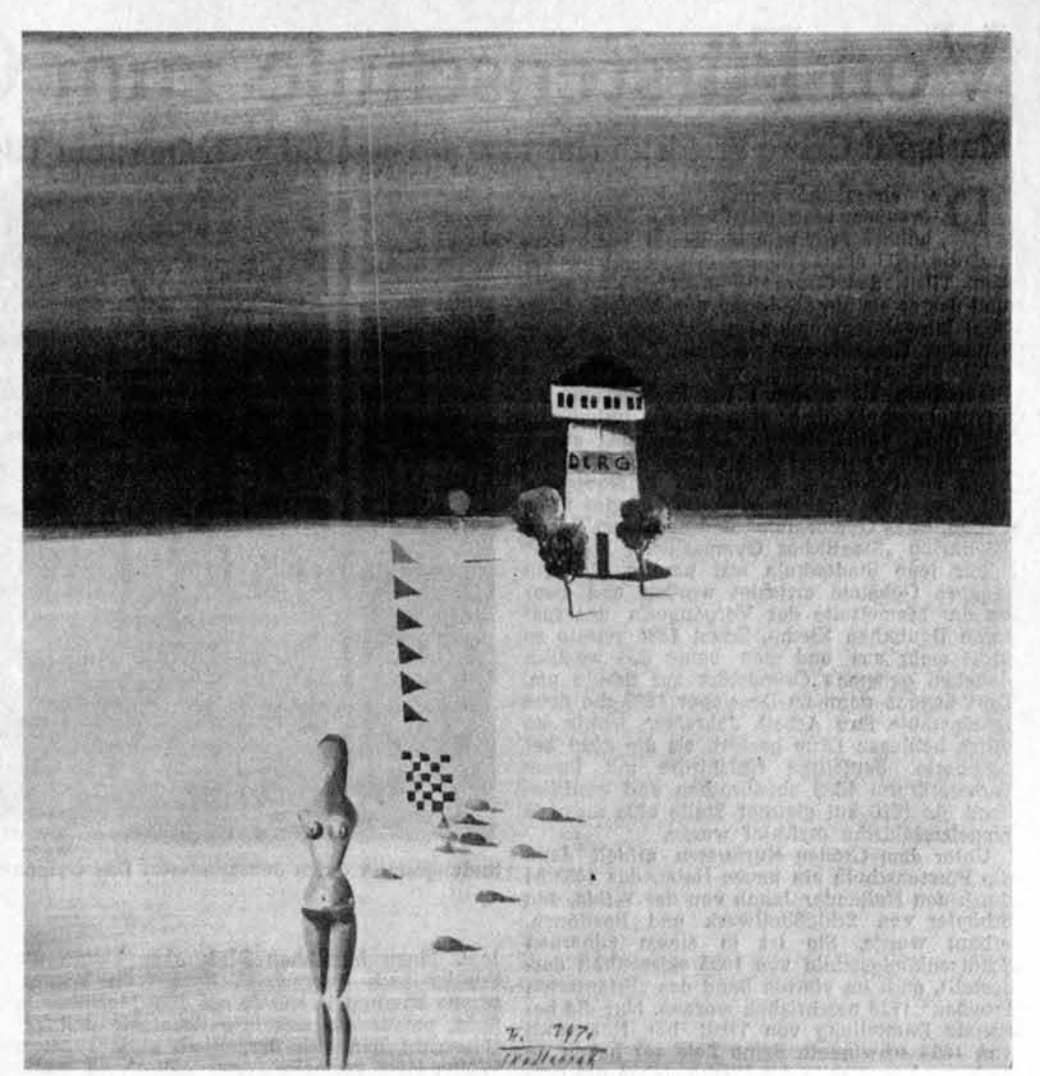
Hier liegt des Pudels wahrer Kern! Der „absolute Tiefstand" im eigenen Metier zwingt die Halbgötter des Parnaß, ins Gerede der Menge hinabzusteigen, „von sich reden zu machen" gleichwie, so recht und so schlecht es eben gelingt — gradlinig wie Grass, schwankend, verzweifelt wie Böll. Bei Walser:

„Also sitze ich an einer Art Schreibtisch und schreibe: ich arbeite nicht mehr. . . Manchmal sinkt mir der Kopf auf die Tischplatte. Es tut weh, ihn wieder zu heben. Und mit letzter Kraft schreibe ich gleich wieder: ich arbeite nicht mehr. Nichts mehr."

Sind sie nicht im Grunde bedauernswerte Geschöpfe, sind sie nicht tragische Gestalten, eines Shakespeare würdig — der wie kein anderer dem Clown seine Rolle vorbehielt? Sollten wir nicht eher Mitleid mit ihnen haben?

„Dem Gefühl des Gestorbenseins kann man auch durch das Essen eines frischen Apfels entgegenwirken", meint Walser in seinem Roman. Und mit Recht fügt Thomas Kielinger hinzu: „Aber die frischen Äpfel schmecken nach dem faulen Obst intellektueller Selbsttäuschung" — und faul bleibt dieses Obst, gleich ob es aus dem Osten oder aus dem Westen kommt.

GH

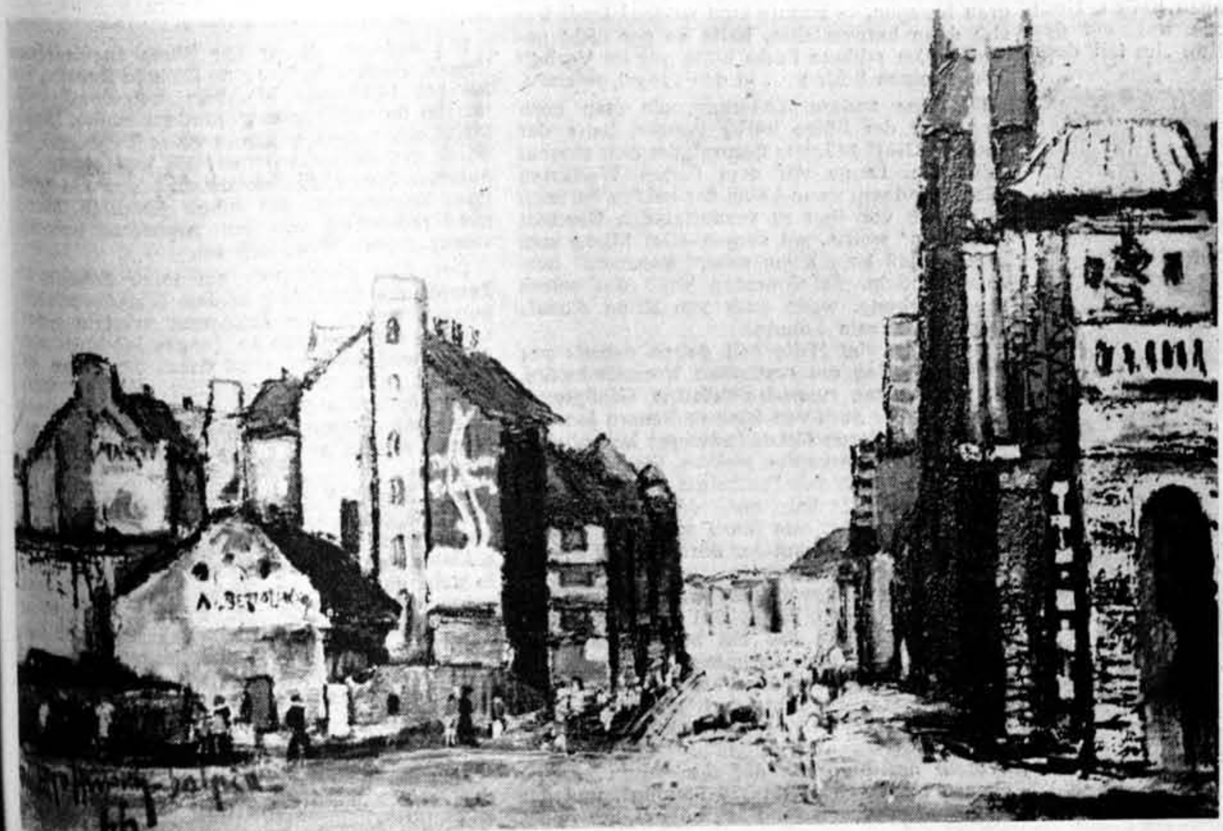


Realisten und Surrealisten

In der Ostdeutschen Galerie Regensburg war kürzlich eine Ausstellung zu sehen, in der die Künstlergilde ‚Realisten und Surrealisten' mit einer Auswahl von Arbeiten aus jüngster Zeit vorstellte. In dem vorzüglich gestalteten, sehr informativen Ausstellungskatalog fanden wir unter den Werken der beteiligten ostpreußischen Künstler die Wiedergabe einer Arbeit von Horst Skodlerrak (Öl auf Pressplatte) unter dem Titel ‚DLRG' aus dem Jahre 1970. Der Künstler wurde 1920 in Jugnaten im Memelland geboren und lebt heute in Brodten bei Lübeck. Auf der Königsberger Kunstakademie war er Schüler von Alfred Partikel. Unter den jüngeren deutschen Malern gilt Skodlerrak heute als eine der stärksten Begabungen.

Unter den anderen ostdeutschen Künstlern, die in der Ausstellung ‚Realisten und Surrealisten' vertreten waren, finden wir den 1900 in Berlin geborenen, aus einer ostpreußischen Familie stammenden Heinz Battke († 1966); Karl Hermann Buch, geb. 1910 in Treuburg (heute Wiesbaden); Dora Grabosch, geb. 1916 in Elbing (Halstenbek); Prof. Waldemar Grzimek, geb. 1918 in Rastenburg (Berlin und Darmstadt); Fritz Heidingsfeld, geb. 1907 in Danzig (Nürnberg); Bruno Reinbacher, geb. 1913 in Scheidischken (Wiesbaden); Otto Schliwinski, geb. 1928 in Mulden (Essen); Prof. Eva Schwimmer, geb. 1901 in Kalkstein (Berlin); Annemarie Suckow v. Heydendorff, geb. 1912 in Mediasch, 2. Heimat wurde Allenstein (heute Bonn); Lieselotte Strauss, geb. 1913 in Königsberg (München).

Abschließend sei gesagt, daß den Betrachter des Katalogs, der die Ausstellung selbst nicht sehen konnte, bei aller inneren Verwandtschaft die Vielseitigkeit der Stilmittel und Techniken überrascht — wobei es schwerfällt, die Zugehörigkeit der jeweiligen Arbeiten zu der einen oder anderen Kunstgattung zu bestimmen — so fließend sind die Übergänge. -r



Straße in München

Nach einem Gemälde von Robert Hoffmann-Salpia (Dispersionsfarbe, 1966), der den Namen seines Heimatdorfes im Kreis Sensburg als Künstlernamen trägt. Hoffmann-Salpia, der am 26. August 1887 geboren wurde, lebt heute in Ottobrunn bei München

Von Fürstenschule zum Gymnasium

Markgraf Georg Friedrich rief 1586 das staatliche Gymnasium Tilsit ins Leben

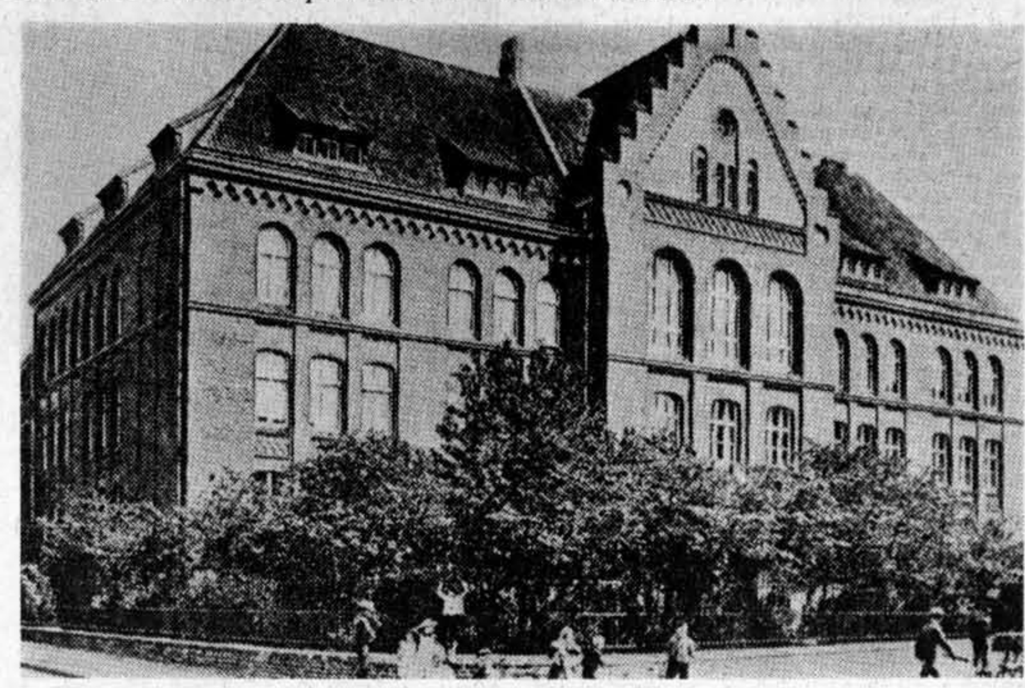
Der energische Regent des Herzogtums Preußen, Markgraf Georg Friedrich, rief höhere Provinzialschulen in Tilsit, Lyck und die 1803 eingegangene in Saalfeld ins Leben. Tilsit, das Georg Friedrich schon kannte und das er als ein Städtchen von damals knapp 3000 Einwohnern und nach Königsberg bedeutendstes Gemeinwesen schätzte, hatte schon zwei Elementarschulen, von denen sich die Stadtschule als geeignet zur Erweiterung als Partikularschule, d. h. eine auf die lutherische Albertina vorbereitende Lateinschule, anbot. Sie wurde es 1586, erhielt 1599 die Bezeichnung Fürstenschule, wurde am 3. November 1812 unter dem Rektor Wilhelm Theodor Stein „Königliches Gymnasium" und nach dem Ersten Weltkrieg „Staatliches Gymnasium".

Für jene Stadtschule war bereits 1549 ein eigenes Gebäude errichtet worden und zwar an der Memelseite der Vorgängerin der späteren Deutschen Kirche. Schon 1586 reichte es nicht mehr aus und man baute das westlich daneben gelegene Grundstück zur Schule um. Dort begann dann im Dezember 1587 die neue Lateinschule ihre Arbeit. Jahrelang wurde sie durch heillosen Lärm gestört, als die dicht benachbarte baufällige Holzkirche mit ihrem Fachwerkturm 1598 abgebrochen und anschließend bis 1610 auf gleicher Stelle eine massive Ziegelsteinkirche errichtet wurde.

Unter dem Großen Kurfürsten erhielt dann die Fürstenschule ein neues Heim, das 1683/84 durch den Holländer Jakob von der Wilde, den Schöpfer von Schloßbollwerk und Bastionen, erbaut wurde. Sie ist in einem silbernen Schützenkönigsschild von 1695 skizzenhaft dargestellt, auch im vierten Band des „Erläuterten Preußen" 1728 beschrieben worden. Nur die bekannte Darstellung von Tilsit bei Hartknoch von 1684 schwindelt. Seine Zeichner haben da nach der Memelseite der Kirche sieben nie vorhanden gewesene Giebelhäuser eingeschmuggelt. Aus nächster Nähe konnte seit 1695 der Abbau des alten und Neubau des Glockenturms der Stadtkirche beobachtet werden. Er stieg bis auf 63 Meter Höhe und seine lebendigfrohe, geschwungene Barockform bleibt allen Tilsitern im Gedächtnis, auch wenn der Turm mit seinen Kugeln heute nicht mehr ist. Stadt und Schule feierten, als Knopf und Wetterfahne mit dem kurbrandenburgischen Adler am 11. Juli 1699, dem Geburtstag des Kurfürsten, späteren Königs Friedrich I., aufgebracht wurden.

Schön war sonst die nähere Umgebung der Schule nicht. Zwischen Glockenturm, Schulbau und einem Krug befand sich ein ungepflasterter wüster Hof, auf dem Töpfer und andere Gewerbetreibende ihre Waren feilboten und der ständig mutwillig verschmutzt wurde. Der Schulbau, in dem die Franzosen 1807 ihre Hauptwache unterbrachten, fiel einem Brand, der in einem Nachbarstall ausbrach, vollständig zum Opfer. Das war zwischen 3 und 4 Uhr morgens am 2. Juni 1824.

Für fünf lange Jahre mußte man in die Räume der Loge in der Fabrikstraße ausweichen. Das an fast gleicher Stelle erbaute zweigeschossige Schulhaus wurde erst am 19. Oktober 1829 bezogen und erhielt 1856 ein drittes Geschoß. Jetzt war sogar eine Aula vorhanden, aber trotz weiterer Räume mußte z. B. 1866, als rund 500 Schüler auf engem Raum durcheinanderliefen, zeitweise auf dem oberen Flur unterrichtet werden. Auch eine Turnhalle entstand, aber die baulichen Mängel ließen sich in den 70/80er Jahren kaum mehr ertragen. Das Gymnasium war außen und innen alles andere als ein Schmuckstück der Stadt. Versuche, das alte Gebäude den gestiegenen Anforderungen anzupassen, gab es wohl. So erhielt die Schule mehr Licht und Raum, als 1873 das westlich angrenzende Grundstück Toobe (Deutsche Str. 2/ Memelstr. 3) angekauft, zwei Speicher abgebrochen und das Vorderhaus an der Deutschen Straße für Schulzwecke umgebaut wurden. Aber in den 80er Jahren flackerten noch offene Gasflammen in den Klassen und 1887 mußte sogar durch Tageslichtreflektoren den „hinsichtlich der Beleuchtung der Klassen herrschenden Übelständen" abgeholfen werden. Im Sommer 1888 wurde die Dienstwohnung des Direktors in das Haus Deutsche Straße 2 verlegt. Einen herrlichen Blick aber hatten die Schüler nach Übermemel. Kamen im Winter schnee streunende Hunde auf dem Memeleis in Sicht, entzündete sich ihre Phantasie und der Unterricht ließ sich dramatisch stören: „Zwei Wölfe, Herr Professor, zwei Wölfe", so mußte sich einmal ein Lehrer begrüßen lassen.



Bildungsstätte durch Jahrhunderte: Das Gymnasium in Tilsit Foto Archiv

Es war wirklich nicht schön im und am alten Gymnasium. Der enge winklige Schulhof mit Bäumen und Pumpe lag zwischen Kirche, Holzstall, einem zweistöckigen Häuschen und dem eigentlichen Klassengebäude. Unten waren dort zeitweise Vorschule und Waschküche. Das Klassengebäude war an der Nordseite kalt und feucht, es war weder unterkellert noch hatte es Wandelgänge. Die Holztreppen waren eng, ihre Stufen ausgetreten. Unter dem stromwärtigen Nordgiebel luden und löschten Dampfer ihre Frachten, Rollwagen störten den Unterricht. Einige Klassenzimmer waren durch eine Mauer verdunkelt. Zeichen-, Physiksaal fehlten und — ein Abortgebäude war auch nicht vorhanden.

Die Notwendigkeit eines Neubaues war schon lange erkannt, aber die preußische Sparsamkeit obsiegte bislang. Die Schule erhielt ein neues Heim erst vierzehn Jahre nach ihrem 300. Jubiläum, das doch Gelegenheit geboten hatte, allen Behörden und Besuchern die Unzulänglichkeiten vor Augen zu führen. Endlich beschlossen die Behörden 1894 einen Neubau an der Kasernen-, Bleich- und Querstraße. 1896 kam es zu Grunderwerb und Bauvertrag. Es ging ans Werk. Das alte Grundstück wurde von der Kirchengemeinde übernommen, einige Räume dienten noch lange dem Konfirmandenunterricht. Als das neue, den noch lebenden Tilsitern wohlbekannte Haus bezogen werden sollte, hatte Tilsit rund 30 000 Einwohner, welche Zahl sich bis zum Ende der Stadt fast verdoppeln sollte. Dem Gymnasium stand seit 1892 Direktor Dr. Carl Müller vor, ein Ostpreuße des Jahrganges 1847, der 1913 nach erfolgreichem Wirken aus dem Amt schied und 1920 in Steglitz starb.

Der große Tag für Schule und Stadt war gekommen: Am 2. März 1900 wurde in der Bürgerhalle die Komödie „Captivi" des römischen Dichters Plautus in lateinischer Sprache durch Schüler einem vollen Hause unter stürmischem Beifall dargeboten. Zur Absicherung des Genusses hielten die Zuschauer zum Glück kurze Inhaltsangaben in ihren Händen. Zungenfertigkeit der Primaner soll mit dem Wechselrhythmus der Verse die fehlende Flötenbegleitung ersetzt haben. Ein Prolog von dem späteren Sprachwissenschaftler Prof. Alexander Kurschat (1857—1944) hatte dem Abend die Einleitung gegeben. Bei einem Beisammensein sang man als Festlied und auch lateinisch eine Ode von dem pensionierten Prof. Preuß, von dem Mathematiker Prof. Friedrich dann doch noch ein deutsches Lied.

Der Oberpräsident aber war von der Aufführung so beeindruckt, daß er dem Provinzialschulrat den Wink gab, alle Primaner, die ja ihre Reife bewiesen hätten, auf keinen Fall durch das Abitur fallen zu lassen. Und so geschah es dann später auch. Am entscheidungsvollen, sonnenhellen 5. März trafen sich Gäste, Lehrer und Schüler in der alten Gymnasialaula zur Abschiedsrede des Direktors. Nach dem Liede „Unsern Ausgang segne Gott" bewegte sich der Zug zum neuen Hause. Voran trug ein Primaner die Schulfahne, hinter der 115 Vorschüler Tritt zu halten hatten. Ihnen nach musizierte die Kapelle des Inf.-Regts. 41 und dann folgten 311 Gymnasiasten, alle in den weißen Schulmützen mit dem schwarzen Samtband, die Lehrer, Behörden und „Ehemaligen". Das Publikum erkannte den Sohn des Altreichskanzlers, den ostpreußischen Oberpräsidenten Grafen Wilhelm von Bismarck, den Gumbinner Regierungspräsidenten Hegel, den Provinzialschulrat Dr. Eduard Kammer. Der menschenumsäumte Zug fand seinen reichbeflaggten Weg über die Deutsche, Wasser-, Hohe Straße zur Kasernenstraße, deren südliches Teilstück 1914 nach dem Landwehrkommandeur Oberst Hoffmann, einem der Befreier der Stadt, umbenannt wurde. Auch die Querstraße wechselte später ihren Namen zu Ehren des Gymnasialschülers Prof. Dr. Gustav Kossinna. Im Jahre 1858 war der 1931 verstorbene Begründer der siedlungsarchäologischen Forschungsmethode in der Tilsiter Langgasse 8 geboren worden.

Die „Tilsiter Zeitung" meinte, einen so großartigen Umzug habe die Stadt „noch nie gesehen". Über der neuen Aula lag Feierlichkeit, als Dr. Müller zwischen Gebet, Chorgesang und Choral die Aufgaben schilderte, die das Gymnasium im neuen Hause zu erfüllen habe. Graf v. Bismarck wandte sich an die Schüler und verteilte einige Orden an Lehrer, für die „Ehemaligen" überreichte Landrat Schlenther, 1913 geadelt, eine Schenkungsurkunde. Nachmittags saßen Festtafelnde hinter 168 Gedecken und nach dem Kaiserhoch folgte eine Fülle von Tischreden, u. a. wurden der Provinzialschulrat und der Direktor angesprochen, es redeten Oberbürgermeister Eldor Pohl, damals im ersten Jahre seiner 24jährigen allseits anerkannten Tätigkeit, die Superintendenten Zilius und Guddas, der Abg. v. Sanden u. v. a. m. Der Primanerball in der Bürgerhalle leuchtete noch lange zurück. „Und wirklich", so sagte u. a. die „Tilsiter Zeitung", „man hat wohl selten Gelegenheit, mit solcher Hingebung tanzen zu sehen. . . Und auch die Eltern und Angehörigen hatten ihre helle Freude. . . So endete die Feier der Einweihung. . . Möge das Gymnasium, wie sein Haus jetzt eine Zierde der Stadt ist, eine Stätte edelster Jugendbildung für alle Zeiten bleiben!" — Alle Zeiten waren bereits nach 44 Jahren zu Ende — das Haus steht heute noch.

Dr. Hans Lippold

Er „trinkt aus der Flasche - genau wie ich..."

Heiteres aus dem Königsberger Börsenleben vor dem Ersten Weltkrieg

Welcher Spaßvogel einmal seinen Witz an den beiden steinernen Löwen, die brav links und rechts den mächtigen Treppenaufgang zur Königsberger Börse bewachten, ausgelassen hatte, ist nicht überliefert worden. Doch wenn ein Neuling oder ein fremder Besucher an ihnen vorbeikam, so pflegte sein kundiger Begleiter es nicht zu unterlassen, mit den Worten darauf hinzuweisen: „Na, die Gebrüder Löwenstein können sich auch gar nicht von hier trennen!" So hießen sie nun mal, und dabei blieb es.

Im vorigen Jahrhundert gab es einen bekannten Getreideexporteur namens A. Sohncke, der die Angewohnheit hatte, immer mit einem Regenschirm bewaffnet und immer erst dann zu erscheinen, wenn die anderen schon mit ihren Verhandlungen angefangen hatten. Noch lange Zeit nach seinem Tode war auf der Börse die Redensart gebräuchlich: „Ich fall' doch nicht auf Sohnckes Regenschirm rein!" Damit hatte es folgende Bewandtnis. Zur Zeit der Ernte ließen sich die Käufer wie auch die Verkäufer sehr leicht durch die Wetterlage beeinflussen. Vor allem dann, wenn es regnete, zeigten die Getreidepreise angesichts einer möglichen schlechten Ernte eine steigende Tendenz.

Als unser Exporteur, der zu gern spekulierte, einmal über große Getreidemengen zu recht hohen Preisen abgeschlossen hatte, da wollte und wollte der Regen ihm nicht zu Hilfe kommen. Und nun erschien Sohncke eines Tages, als das geschäftige Treiben im vollen Gange war, im großen Börsensaal und schlenkerte seinen Schirm vor aller Augen aufgeregt hin und her, daß die Wassertropfen nur so umherspritzten. Auf manchen der Anwesenden machte das doch Eindruck! Der Himmel draußen war grau bezogen, — konnte man wissen? Doch wie sich dann herausstellte, hatte es gar nicht geregnet. Der schlaue Fuchs hatte nur im Vorbeigehen seinen Schirm . . . in den Pregel getaucht.

Für eine andere Äußerung, die man noch lange auf der Börse hören konnte, hatte der Makler „Graf" Münster gesorgt, der sehr elegant daherkam. Lange vor dem Ersten Weltkrieg pflegte er dann, wenn keine der beiden Parteien bei einem von ihm zu vermittelnden Geschäft „anbeißen" wollte, mit sorgenvoller Miene sein „Wenn bloß kein Krieg möcht' kommen!" hervorzusprudeln. Bei Fremden blieb das selten ohne Wirkung, wenn auch von Krieg damals keine Rede sein konnte.

Anlaß zu viel Heiterkeit gaben damals vor dem Weltkrieg die russischen Kommissionäre, die im Auftrag russisch-polnischer Großgrundbesitzer, aber auch von kleinen Bauern jenseits der Grenze, deren Getreidemengen bestmöglich auf der Börse verkaufen wollten. Sie zeichneten sich durch ein starkes Festhalten an orthodoxen jüdischen Gebräuchen aus, doch beschränkte sich das bei vielen von ihnen auf bloße Äußerlichkeiten, wie man auf der Börse immer wieder lächelnd feststellen konnte.

Da gab es während der Börsenzeit zur Erfrischung stets ein Büfett mit Getränken und belegten Brötchen, das die besuchsweise anwesenden jüdischen Kommissionäre stark anzog. Gewiß war ihnen das Verbot des Schweinefleischgenusses bekannt; doch sie fragten mit todernstem Gesicht, auf ein Schinkenbrötchen zeigend: „Was kost' so'e Lachsbretche?". Worauf der Büfettier, der dies schon kannte, ebenso ernst erwiderte: „25 Pfennig", und der Ostbesucher das streng verbotene Schweinefleisch mit sichtbarem Appetit verzehrte. Sein religiöses Gewissen war beruhigt.

Als einmal der Markt flau und keine Kauflust vorhanden war, so erzählte ein Getreideexporteur, sei bei ihm der russische Kommissionär Wolf T. erschienen, der ihn flehentlich — eine Probeschale mit Hafer in der Hand — um Abnahme seines Waggons Hafer gebeten hätte. „Ich lass' Ihne och fer 120 Mark de Tonn'. Castell (die damals größte Getreidefirma — d. Red.) hat mer schon gebotten 125 Mark, so wahr ich hier steh'!". Er ging vorsichtshalber gleich einen Schritt weiter. Als er von dem erstaunten Kaufmann gefragt wurde, wieso er dann den Waggon nicht an den Exporteur Ernst Castell abgebe, beugte sich der Besucher zu dem Kaufmann herunter und flüsterte: „Gesagt unter uns: ich haben solch'e Antiperin gegen Castell!" (er meinte Antipathie).

Ein anderer dieser zur Börse zugelassenen Kommissionäre hatte seine Enkelin Rosalie, ein 13- bis 14jähriges Mädchen, mitgebracht, die für ihn Botengänge usw. machen mußte. Dieses Mädchens wegen entstand eines Tages auf der Börse ein Streit zwischen ihm und einem Exporteur. Dieser behauptete, daß ihm ein wichtiges Schriftstück, das einen Abschluß betraf nicht rechtzeitig von dem russischen Kommissionär zugestellt worden sei.

Der Alte berief sich auf seine Enkelin als Zeugin, die dann auch in dem Schiedsverfahren befragt wurde. Der Exporteur erklärte jedoch danach, daß ihm ein so junges Mädchen nicht maßgebend sei und warf dabei die Frage auf, wie alt denn überhaupt diese Rosalie wäre. Zornig sprudelte da der Kommissionär in seinem jiddischen Jargon die Worte hervor: „Eingal, eingal, wie alt se is, se is jedenfalls zeugungsfähig!"

Den Beschluß dieser heiteren Erinnerungen mag der Börsenmakler Oscar S. bilden, dessen rechte Hand in seinem Büro ein alter, recht origineller Faktor war. Eines Tages kam dieser S. ganz aufgeregt zur Börse und erzählte, nach seinem Kummer gefragt, folgende ergötzliche Geschichte: „Daß sich mein Faktotum seit Jahr und Tag aus meiner Cognacflasche im Probenschrank sein Teil zu Gemüte führt, weiß ich natürlich, wenn ich ihn auch noch nie dabei beklappt habe. Doch heute hab' ich es zum ersten Male gesehen, und denkt euch, das Schwein nimmt kein Glas dazu, sondern trinkt mit seiner dreckigen Schnauze direkt aus der Flasche, — ebenso wie ich!" — Da kann man wohl nur sagen: „Na denn Prost!" **P.**



Die Börse in Königsberg Foto Schöning

„Stroherne Badehütten und ein Halteseil . . ."

Badeleben an der ostpreußischen Samlandküste vor hundert Jahren – Von Dr. R. Pawel

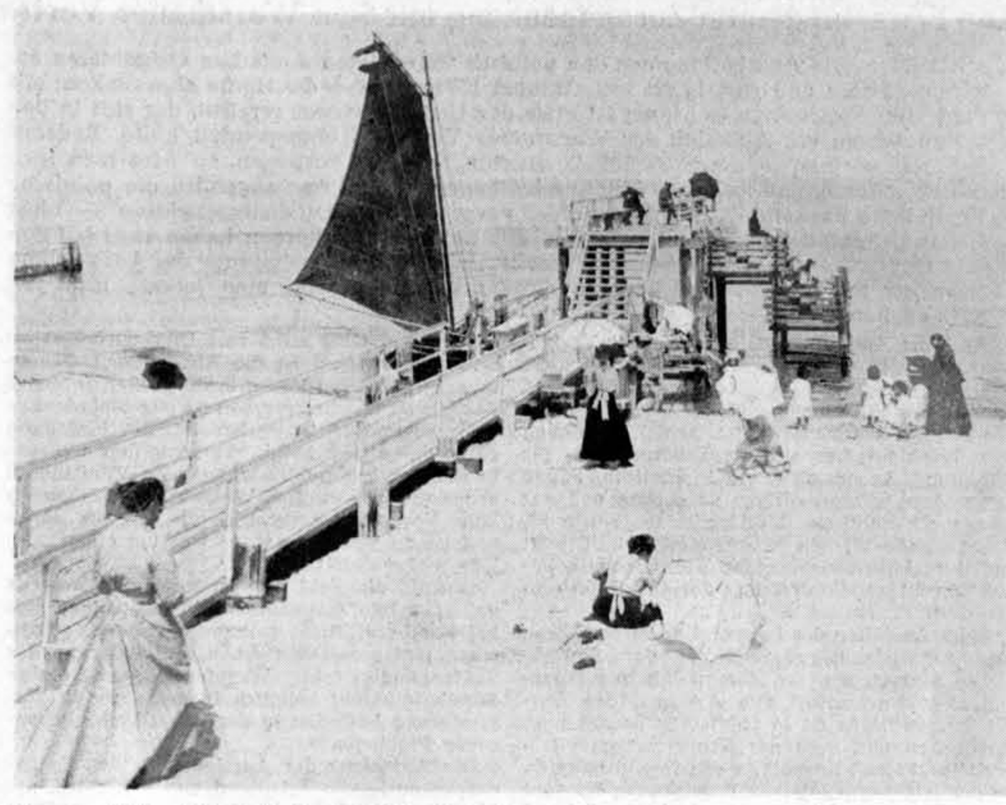
Den Ruhm, das älteste Seebad Ostpreußens zu sein, kann Cranz für sich in Anspruch nehmen Er trat bereits 1816 als „Königliches Ostseebad" in Erscheinung und ging erst 1895 in den Besitz der Gemeinde über. Wie der Philosophieprofessor Karl Rosenkranz in seinen „Königsberger Skizzen" (1842) erwähnt, hat man erst seit der Franzosenzeit unsere schöne Samlandküste „entdeckt" und das Seebaden eingeführt.

Rosenkranz gibt für das Staatsbad Cranz die Zahl von annähernd 400 Gästen an, daneben einen Arzt, eine Apotheke, Badewagen usw., die man notabene doch nur von der Nordseeküste her kennt, wo sich die Gezeiten beim Baden bemerkbar machen. Auch er hebt bereits hervor, daß Cranz den stärksten Wellenschlag an der ganzen Ostseeküste habe. Wenn dann aber Gregorovius in seinen bekannten „Idyllen vom Baltischen Ufer" (1851) erwähnt, daß von allen samländischen Seebädern allein Cranz in dem Rufe einer steifen Gesellschaftlichkeit stehe, so war sicher daran die Stellung des damaligen Cranz als offizielles Staatsbad schuld.

Rosenkranz erzählt anschaulich, wie es damals in den samländischen Küsten- und Badeplätzen zugegangen sei, und führt darunter Rantau, Neukuhren, Wangenkrug, Lapöhnen (bei uns Loppöhnen), Sassau, Rauschen, Georgswalde (bei uns ja Georgenswalde), Warnicken mit seiner berühmten Schlucht (der besonders bei Gregorovius gewürdigten Wolfsschlucht und dem Warnicker Park), Kleinkuhren mit seinen malerischen Bergen usw. an. „Überall sieht man hier in den Dörfern Zelte von Leinwand aufgeschlagen, begegnet man Spazierenfahrenden, Reitern und Reiterinnen, Lustwandelnden. Am Ufer der See sind Badehütten aus Stroh errichtet, die oft aussehen, als wäre ein Dorf von Negern hierherverpflanzt."

„Wer nicht schwimmen kann, muß sich an einem Tau halten, das an mehreren eingerammten Pfählen befestigt ist. Tausend Spaß würzt das Bad! Schwimmer und Schwimmerinnen lassen sich von den Wellen schaukeln und bilden die gaukelnde Peripherie des Strickdurchmessers. Ein Lieblingsvergnügen vieler ist, sich in den Sand der Brandung zu legen und die brechende Welle über sich fortsprühen zu lassen . . . Es ist zu bedauern, daß die Damen ganz gegen die Forderungen der Gesundheit auch bei uns schon der Prüderie huldigen, mit Badekleidern in die See zu steigen, bei deren Abziehen sie sich nicht selten erkälten, ganz zu schweigen, daß diese Hülle das Bad unkräftig und unbequem macht."

Sehr zu unserer Erheiterung kommt dann Professor Rosenkranz auf das Schutzbedürfnis der badenden Damen damals zu sprechen: „Sind denn die Holden nicht vor Unverschämten durch ausgesonderte Stunden, durch die bergigten Ufer und durch die mitgenommenen Badefrauen hinlänglich geschützt? Würde nicht Artemis noch jetzt jeden Frevler wie den Aktäon bestrafen? (Dem Durchschnittsleser sei ein Blick in die „Griechischen Sagen" empfohlen!) — Wurde nicht in Cranz, als doch einst Beschwerden gegen einige lorgnettierende Stutzer (zu übersetzen mit „Zaungucker") einliefen, ein Blick über Hut ein . . . kurzsichtiger Gendarm aufgestellt?"



Die ungetrübte Heiterkeit der heutigen Strandbesucher . . .

Diese Badeidyllen an unserer samländischen Küste sind bei Gregorovius, dem späteren berühmten Ehrenbürger von Rom, von reinster Poesie verklärt, so, wenn er uns Typen von damaligen Badegästen und ihre Kostümierung vorführt. „Das Strandleben ist für den Königsberger zugleich sein Carneval, wo er urplötzlich die Lust verspürt, sich zu verwandeln. Die Garderobe wird mit einem Schlag geändert: Frack, Atlasweste, Seidenkleid, Kastorhut bleibt im städtischen Schrank hängen. Die Familienmutter packt das abgetragene Zeug der Familie zusammen, denn „das ist gut genug fürs Land". Ihrem besten Freunde, dem Rentier Goldmeyer, den sie noch vor acht Tagen in die Oper haben fahren sehen wie einen Marquis, begegnen sie am Strande als einem ruinierten Mann wieder. Er trägt einen fallierten Comptoirrock und äußerst bankerotte Hosen, denn das ist gut genug fürs Land.

Madame Goldmeyer, welche sie in blendendem Staat in der Kunstausstellung bewundern konnten, die in ihrem Salon alle durchreisenden Künstler versammelt, trägt am Strande einen schlichten braunen Kamelot und abgetragene Glaceehandschuhe. Aber ihre interessante, schöne Tochter ist blaßroth gekleidet, und ein allerliebster Schäferhut mit flatternden Bändern sitzt keck auf ihrem Köpfchen."

Im einzelnen führt uns Gregorovius in den sommerlichen Badebetrieb von Neukuhren, das er als das damals — 1850 — erste und größte Bad es nördlichen Samlandes bezeichnet. Die Zahl der Badegäste gibt er mit einigen Hundert an. „Die sogenannten Curhäuser, einfach gebaute zweistöckige Gastwohnungen, stehen in einem Garten unmittelbar auf dem Ufer, von dem eine kunstlose Treppe zur Badestelle hinunterführt. Der Badeapparat besteht dort in einer Reihe von strohernen Buden und einem Badestrick, der etwa dreißig Fuß weit an Pfählen in die See geleitet ist. Der freie Gartenplatz zwischen den vier Curhäusern ist zu allen öffentlichen Vergnügungen bestimmt."

Tanz unter dem Birnbaum

„Neukuhren gilt unter den samländischen Badeorten als das Eldorado der jungen, vergnügungssüchtigen Welt", berichtet Gregorovius weiter. „Sie wählen jedes Jahr einen ‚Rath der Lustbarkeit', der als erstes eine Musikbande, eine samländische Dorfkapelle, für die ganze Saison mietet. Sie hat ihren Sitz unter einem wilden Birnbaum, wo sie mittags das Andenken Mozarts, Beethovens und Haydns verherrlicht, abends aber, wenn die Talglämpchen in den Bäumen glimmen, zum Tanze aufspielt.

Nach einem Abstecher zu dem kleinen Fischerdorf Sassau, das ihn selber — so Gregorovius — manchen Sommer beherbergt hätte und wo er in einem kleinen Häuschen den Königsberger Professor Rosenkranz wiederfindet, läßt er uns von einem der nahen Sassauer Hügel einen Blick auf das Rauschen um 1850 tun. Es ist nach Neukuhren der größte Badeort in dieser Gegend.

Was wir von jenem Hügel bei Sassau erschauen, ist noch nicht das Rauschen unserer Tage, denn die Düne, der Mittelpunkt des späteren Kurbetriebs mit Warmbad, Kurhaus, Zauberwald, Drahtseilbahn, Pferderennplatz und den vielen Pensionen für die über 11 000 Kurgäste, war damals noch richtiges Ödland: „Hohe Sanddünen und buschige Berge trennen das tief in einem Sandkessel und auf dem Abhang der Seeberge an einem weit hingezogenen Teiche gelegene Dorf von der See. Unter der Linde am Mühlenteich (sie mußte übrigens noch den Einzug der Russen mitansehen, d. Verf.) pflegen sich die Badegäste abends zu versammeln. Mittags findet man eine zahlreiche Gesellschaft vor dem Gasthaus, wo ein öffentliches Zelt von Laub zum Frühstück oder zu einer Partie Domino oder Schach einladet."

„Rauschen", so verrät uns Gregorovius, „ist das Asyl der Professoren, der Pastoren, der Gymnasialdirektoren, der Beamten und des ganzen unseligen Geschlechts der Hieronymus Jobse, welche hier ihre Herbarienseelen vier Hundstagswochen lang vom feuchten Seewind durchziehen lassen. (Poetischer kann man wohl diese Armen nicht charakterisieren. — D. Verf.) Alle Tage um zehn Uhr morgens sieht man sie, das Handtuch um den Leib, mühsam die Dünen emporklettern, unten im Angesicht des keuschen Meeres die Kleider ablegen und in nackter Schöne als Borghese'sche Fechter auf dem Sande spazieren."

„Sobald aber die Nachmittagssonne scheint, kommt alles in Bewegung, um ‚eine Partie zu machen', nach Kram und den Katzengründen, in den Forst nach Warnicken, nach Wilhelmshorst und dem Hausenberg oder nach dem Leuchtturm von Brüsterort. Der Weg bedeckt sich bald mit Staubwolken, Wagen fahren hinter Wagen, wobei das Fuhrwerk von dem Fischer und dem Ackerbauer gemietet wird. Vier kleine Tiere, deren Rasse für den Naturforscher kaum bestimmbar ist, ziehen da einen sechsgesäßigen Leiterwagen, auf dem zwölf oder zwanzig Badegäste in der heitersten Verwirrung Platz genommen haben."

„Auch eine Kavalkade von jungen Damen wäre es wert zu malen, wie sie hier die ersten verschämten Studien in der Emanzipation machen, indem sie ihren Strandklepper tummeln oder, von ihrem Kavalier am Zügel geführt, vorsichtig traben lassen." — Das sommerliche Badeleben jeder Zeit stand wohl unter dem heute abschätzig beurteilten Wahlspruch „Ländlich — sittlich", doch dürfte es in seiner Einfachheit und Natürlichkeit dem heutigen, oft hektischen „Betrieb" weit überlegen gewesen sein.

Das Damenbad war gegen Sicht gesichert

Cranz wurde 1816 als erstes Staatsbad an Ostpreußens Küste gegründet

Es war nach den Freiheitskriegen im Jahre 1816, als in dem Fischerdorf Cranz an der ostpreußischen Samlandküste inmitten jener weiten, freien Bucht mit ihrem herrlichen Sandstrand von der Königlich Preußischen Regierung das erste Seebad gegründet wurde. Jahrzehntelang blieb es in staatlichem Besitz, erst 1860 übernahm die Gemeinde die Verwaltung. In jenen Jahrzehnten wurde das Baden in der See überhaupt erst — und zögernd genug — üblich. Die Anreise von Königsberg und den anderen umliegenden Orten erfolgte entweder hoch zu Roß oder mit Wagen, sofern man nicht die lange Wanderung vorzog. Doch als dann die Cranzer Bahn gebaut worden war, die erste Linie zur samländischen Nordküste, wurde Cranz das, was es bis zum letzten Kriegsende war, der hauptsächliche Bade- und Ausflugsort für die Bewohner der Landeshauptstadt Königsberg.

Schon vor der letzten Jahrhundertwende wurde im Sommer jeder entbehrliche Raum an Badegäste vermietet, Handwerk und Gewerbe entfalteten sich, und Ladengeschäfte für jeden Bedarf entstanden. Am Strande und im Ort selbst entstanden stattliche Logier- und Gasthäuser, wohlsituierte Bürger Königsbergs errichteten sich eigene Häuser in bester Lage, die zumeist durch Generationen im gleichen Besitz blieben. Überhaupt verbrachten vielfach die Familien die Sommermonate draußen. Die Väter pflegten morgens zur Stadt zu fahren und abends nach Schluß des Geschäfts- und Berufslebens wieder herauszukommen. Freunde und Bekannte verkürzten sich die Bahnfahrt durch Kartenspiel: Darum richtete die Königsberg-Cranzer Eisenbahngesellschaft für ihre Fahrgäste sogar „Skatwagen" 2. Klasse — seinerzeit gab es noch vier Klassen — mit gepolsterten Längsbänken, Karten- und Rauchtischen und Klappschemeln ein.

Die teuersten Hotels in Cranz, unter denen das „Große Logier- und Kurhaus" das bedeutendste war, wurden vielfach von Ausländern bewohnt; besonders waren es bis zum Ersten Weltkrieg reiche russische Familien, die mit vielfachem Personal und umfangreichem Gepäck in jedem Jahr wiederkehrten. Die Zahl der Sommergäste stieg dann Jahr um Jahr und wuchs schließlich in die Zehntausende; in den Jahren vor dem letzten Kriege besuchten während der Saison jährlich etwa vierzigtausend Badegäste das Seebad.

Das A und O von Cranz war der „Steg". Anfangs eineinhalb Kilometer, später über zwei Kilometer lang, führte die Uferpromenade auf gerammten Pfählen, mit Bohlen belegt, mit Bänken versehen, vom Herren- zum Damenbad. Das Damenbad war besonders eingezäunt und sorgsam gegen Sicht geschützt. Trotzdem hielt die männliche „Lebewelt" vom Steg aus gern mit dem Opernglas dorthin Ausschau. Erst nach dem Ersten Weltkriege wurden aus dem Herren- und Damenbad das West- und Ostbad als Familienbäder zu allgemeinem Gebrauch. Cranz entwickelte sich nun zu einem Volksbad im besten Sinne, und wirklich wie ein Volksfest der Lebensfreude nahmen sich bei schönem Wetter an den Sonntagen der Trubel am Strand und die fröhliche Geselligkeit in den Tanz- und anderen Lokalen aus. Seefeuerwerke mit den weitleuchtenden Sprühraketen über der dunklen Wasserfläche der Ostsee boten zusätzlichen, viel bewunderten Festesglanz.

Nun, damals noch, kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, hatte die Cranzer Eisenbahnverwaltung Mühe, an Sonntagen und dann auch an den Sonnabenden den Strom der badefreudigen Königsberger zu befördern. Sie ließ Züge im Zwanzig-Minuten-Abstand fahren, und dennoch stand man in den Abteilen in beängstigender Fülle. Das Blockheft mit zehn Einzelfahrten kostete 7,50 RM. Trotz dieses Andranges fand man aber immer noch ein Plätzchen an dem weiten schönen Strand. Wer gut zu Fuß war, konnte barfuß, von den auslaufenden Wellen umspült am Strand entlang nach Rauschen oder ostwärts der Kurischen Nehrung zu wandern. Wer einen Abstecher auf See unternehmen wollte, konnte sich getrost den wetterharten Cranzer Fischern anvertrauen, die mit ihren schwarzgeteerten schweren Booten die Gäste gerne hinausfuhren, um ihnen Strand und Küste von der Seeseite her zu zeigen. Diese Fischer versorgten auch die Besucher mit einem viel gekauften köstlichen Mitbringsel: mit den, von den Fischerfrauen in breiter ostpreußischer Mundart angebotenen räucherfrischen Cranzer Speckflundern. G. S.



. . . ist der Bademode um die Jahrhundertwende sicher: Cranzer Badefreuden im Jahre 1906

Fotos (2) Archiv

Der Leser fragt — Das Ostpreußenblatt antwortet

Hausratschäden

Frage: *Ich habe bei meinem Ausgleichsamt einen „Antrag zur Sicherung von Beweisen über Hausratschäden nach dem Beweissicherungs- und Feststellungsgesetz (BFG)" gestellt und jetzt folgenden Bescheid erhalten: „Die Antragstellerin hat als unmittelbar Geschädigte Verluste an Hausrat in . . . geltend gemacht. Die sachlichen und rechtlichen Voraussetzungen für die Durchführung des besonderen Beweissicherungsverfahrens nach § 24 Abs. 1 Nr. 1 des Beweissicherungs- und Feststellungsgesetzes (BFG) sind gegeben. Durch Zeugenaussagen und eigene Angaben ist glaubhaft gemacht worden, daß der unmittelbar Geschädigten im Zeitpunkt der Schädigung Möbel für mindestens einen Wohnraum verlorengegangen sind."*

Eine Hausrathilfe habe ich bisher nicht erhalten; ich bin in Mitteldeutschland total ausgebombt, habe keinen C-Ausweis und habe heute ein Einkommen von 650,— DM monatlich. Welchen Zweck hat diese „Beweissicherung" und wie komme ich endlich in den Genuß der Hausrathilfe?

Antwort: Dieser Bescheid muß natürlich mißverständlich sein; genauso wird es vielen Hausratgeschädigten gehen. Nach dem BFG-Antrag werden die geltend gemachten Verluste an Hausrat lediglich „beweisgesichert". Nach den Bestimmungen der §§ 22 bis 24 des BFG unterliegen Schäden an Hausrat nicht der Feststellung und führen somit auch zu keiner Entschädigung nach diesem Gesetz. Beweissicherung heißt in diesem Fall, daß nach dem BFG vom Ausgleichsamt bestätigt wird, daß Sie einen Hausratverlust erlitten haben; es ist also eine amtliche Bestätigung einer Behörde in der Bundesrepublik, daß Sie in Mitteldeutschland einen Hausratsverlust erlitten haben, nicht mehr.

Eine Zahlung ist für Mitteldeutsche ohne C-Ausweis möglich, wenn ein Antrag nach den Bestimmungen des Flüchtlingshilfegesetzes (FlüHG) beim Ausgleichsamt gestellt wird. Diese Bestimmungen wurden 1971 verbessert. Danach kann für Alleinstehende, die Hausrat verloren haben, eine Einrichtungshilfe von 1200,— DM gezahlt werden, wenn das heutige Einkommen 750,— DM nicht übersteigt.

Bei Ehepaaren darf das Einkommen bis 930,— D-Mark betragen; dann beträgt die Einrichtungshilfe 1400,— DM. Ehepaare, die noch unterhaltspflichtige Kinder haben, darf das Einkommen von 930,— DM für jedes Kind 90,— DM höher sein.

Ist in den vergangenen Jahren eine Einrichtungshilfe abgelehnt worden, weil das Einkommen damals zu hoch war, sollte heute ein neuer Antrag gestellt werden. Insbesondere sollten die Ausgleichsämter die Hausratgeschädigten darauf aufmerksam machen, wenn ein „Antrag auf Beweissicherung für Hausratschäden" eingereicht wird, daß dieser Antrag nicht zu einer Entschädigung führt, sondern dafür ein Antrag nach dem FlüHG eingereicht werden muß. **W. H.**

Hauptentschädigung für Zonenschäden

Frage: *In vielen Veröffentlichungen ist seit mehr als einem Jahr zu lesen, daß eine „Entschädigung für Zonenschäden nach der 23. Novelle" nicht mehr vom hiesigen Einkommen und Vermögen abhängig ist. Als Mitteldeutscher wurde mein Entschädigungsantrag vor vielen Jahren wegen zu hohen Einkommens abgelehnt. Auf Grund Ihrer Veröffentlichung der 23. LAG-Novelle stellte ich jetzt erneut einen Entschädigungsantrag, der abermals wegen der Einkommensgrenze abgelehnt werden müßte, weil das Ausgleichsamt Dortmund über die Streichung der Einkommensgrenzen noch keine Gesetzesvorlage hat und die obige Veröffentlichung als nicht zutreffend bezeichnet. Meine Bitte: Was stimmt nun? Wohin kann ich mich wenden?*

Antwort: Als Mitglied des Kontrollausschusses beim Bundesausgleichsamt kann ich Ihnen „ganz offiziell" bestätigen, daß bei der Berechnung von Hauptentschädigung für Zonenschäden die Bestimmungen durch die 23. LAG-Novelle gesetzlich weggefallen sind, hiesige Einkommen und Vermögen bei der Zahlung von Hauptentschädigung anzurechnen oder zu berücksichtigen. Damit sind die in der 21. Novelle enthaltenen und 1969 eingeführten Beschränkungen durch die 23. Novelle ab 1. Januar 1971 gestrichen worden.

Ich nehme jedoch an, daß es sich in Ihrem Fall um ganz andere Probleme handelt; so könnten Sie zum Beispiel bereits am 21. Juni 1948 (Währungsreform) Vermögen gehabt haben; wenn das der Fall war, wäre der Grundbetrag der Hauptentschädigung in einer bestimmten Höhe zu kürzen (§ 249 LAG). Das gilt aber für alle Geschädigten (Vertriebene, Flüchtlinge, Kriegssachgeschädigte u. a.). Hier sollten Sie direkten Kontakt mit der Feststellungsabteilung Ihres Ausgleichsamtes aufnehmen, die Sie dann bestimmt richtig berät.

Es könnte sich aber überhaupt nicht um eine Hauptentschädigung, sondern um eine Hausrathilfe — Einrichtungshilfe — handeln, sofern Sie keinen C-Ausweis haben. Nach dem hierfür geltenden Flüchtlingshilfegesetz (FlüHG) können Sie eine Einrichtungshilfe erhalten, wenn bestimmte Einkommensgrenzen nicht überschritten werden. **W. H.**

Spätaussiedler:

Aussiedlungs-Aktion läuft auf halben Touren

Die Erwartungen im Zusammenhang mit dem Warschauer Vertrag wurden nicht erfüllt

BONN — Die Aussiedlung aus den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten sowie aus Polen und Danzig ist seit Oktober 1971 auf etwa die Hälfte abgesunken; mit rund 1100 Aussiedlern je Monat ist etwa der Umfang wieder erreicht, der sich in den sieben Jahren vor Abschluß des Warschauer Vertrages eingependelt hatte. Bedenkt man, daß noch immer etwa 280 000 Aussiedlungsanträge vorliegen, so wird man feststellen müssen, daß selbst 90 000 Aussiedlungen — das war angeblich die polnische Vorstellung über die Größenordnung der vorgesehenen Aussiedlungsaktion — nicht vor fünf Jahren erreicht sein werden. Die polnischen Behörden haben zwar bei den Gesprächen der beiden Rot-Kreuz-Gesellschaften eine Intensivierung der Aussiedlung zugesagt; mit grundlegend anderen Größenordnungen wird man jedoch nicht zu rechnen haben.

Auch die Änderung des „Einladungs"-Verfahrens, die vor einiger Zeit erfolgte, zielt nicht auf eine verstärkte Aussiedlung ab. Während bislang das Rote Kreuz zwischengeschaltet war, werden die Vordrucke (Zaproszenie), mit denen ein Westdeutscher sich dazu verpflichtet, für Wohnung, Lebensmittel und ärztliche Pflege eines Aussiedlungswilligen zu sorgen und auf denen die Polnische Militärmission (Berlin 33, Lassenstraße 19) den Sichtvermerk erteilt, jetzt bei der „Militärmission der Volksrepublik Polen" direkt angefordert und dorthin direkt eingereicht.

Beim Ausfüllen des Formblattes ist der Name des Aussiedlungsbewerbers in der Schreibweise einzutragen, die dem polnischen Personalausweis entspricht. Die Anschrift des Aussiedlungswilligen ist in polnischer Bezeichnung anzugeben und auch der Geburtsort muß (soweit in „Polen" liegend), wenn irgend möglich, in der jetzigen polnischen Bezeichnung benannt werden (wenn Geburtsort außerhalb „Polens" liegt, bitte dies vermerken). Bei Einladungen für getrennte Ehepartner sollte ein Vermerk über Zeitpunkt und Umstände der Trennung beigefügt werden.

Nach der Erteilung des Sichtvermerks werden die Einladungen von der polnischen Militärmission per Nachnahme in Höhe von 30 DM an den Absender zurückgeschickt (die 30 DM können beim Roten Kreuz rückvergütet werden). Der Einladende schickt die mit Sichtvermerk versehene Einladung an den Aussiedlungsbewerber, damit dieser sie mit seinem Aussiedlungsantrag („Ausreiseantrag") der polnischen Behörde vorlegen kann. Die Einladung ist ein Jahr gültig.

Wenn die Paßbehörde der „Wojewodschaft" den Aussiedlungsantrag ablehnt, kann der Aussiedlungsbewerber beim polnischen Innenministerium Einspruch erheben. Falls das Ministerium die Absage nicht aufhebt, ist für einen neuen Aussiedlungsantrag eine neue Einladung erforderlich, auch wenn die Jahresfrist für die dem letzten Antrag beigefügte Einladung noch nicht abgelaufen ist. (Der Einladungsvordruck ist übrigens auch verwendbar für Anträge auf Besuchsreisen in die Bundesrepublik; die Sichtvermerkgebühr beträgt in diesem Falle nur 15 DM und wird nicht vom DRK zurückerstattet.) In der Regel ist die Aussicht auf Genehmigung der Aussiedlung desto größer, je enger das Verwandtschaftsverhältnis des Einladenden zum Aussiedlungsbewerber ist. Die Einladung sollte daher nach Möglichkeit von den nächsten in der Bundesrepublik wohnenden Verwandten ausgesprochen werden. Wenn beim Einladenden kein Verwandtschaftsverhältnis besteht, sollte angegeben werden, daß es sich um einen „Bekannten" handelt.

Obwohl die Zahl der Aussiedler keineswegs das erwartete Ausmaß erreicht hat, zeigen sich bei der beruflichen, wohnungsmäßigen, schulischen und gesellschaftlichen Eingliederung der Spätaussiedler in Westdeutschland einige Schwierigkeiten; lediglich in der sozialen Eingliederung bestehen in der Regel keine besonderen Probleme.

Die Aufnahme der Aussiedler in den Grenzdurchgangslagern Friedland und Nürnberg, die Verteilung auf die Länder und die vorübergehende Unterbringung in Übergangswohnheimen geht in den meisten Fällen ohne Schwierigkeiten vor sich. Bei der endgültigen Versorgung mit Wohnraum müssen in industriellen Ballungsgebieten Wartezeiten von anderthalb bis zu zwei Jahren in Kauf genommen werden. Das ist zu viel, wenngleich eine gewisse Zeit im Übergangswohnheim wegen der Eingewöhnung unter Schicksalsgefährten, wegen der billigen Miete und während der Suche nach dem geeignetsten Arbeitsplatz nicht unzweckmäßig ist.

Für die berufliche Eingliederung ist als größte Schwierigkeit die mangelhafte Beherrschung der deutschen Sprache anzusehen; rund die Hälfte der in der letzten Zeit aufgenommenen Aussiedler — hauptsächlich Menschen bis zu 35 Jahren — beherrschen die Umgangssprache nicht in ausreichendem Maße, da es deutsche Schulen und deutsche Kultureinrichtungen im polnischen Machtbereich nicht gibt und vielfach bei öffentlichem Gebrauch der deutschen Sprache Drangsalierungen die Folge sind. Das Angebot an Sprachkursen für Aussiedler im Berufsalter ist ausreichend, wenn man bei den Betroffenen oft zumutet, weit vom Familienwohnsitz entfert abgehaltene Kurse zu besuchen. Das Arbeitsförderungsgesetz mildert den mit dem Kursbesuch verbundenen Verdienstausfall in annähernd ausreichendem Maße, wenn die Bestimmungen voll ausgeschöpft werden. Vielen — insbesondere jüngeren — Aussiedlern fällt es jedoch schwer, auf den vollen Verdienst zu verzichten.

Bei der Eingliederung der Unselbständigen ergeben sich immer noch Schwierigkeiten mit der Anerkennung der von den Aussiedlern nach 1945 in der Heimat erworbenen Befähigungsnachweise und Zeugnisse. Durch Zentralisierung der Entscheidung soll hier Abhilfe geschaffen werden. Die Eingliederung in die gewerbliche Wirtschaft als Selbständiger wird in der Regel erst nach einer gewissen Eingewöhnungszeit in Betracht kommen. Ab 1973 werden die ERP-Investitionskredite wegen der Aussiedler aufgestockt werden müssen. Auch die Eingliederung der ehemaligen Landwirte auf Nebenerwerbstellen wird erst nach etwa zwei Jahren seit dem Eintreffen in Frage kommen, da es eine gewisse Zeit braucht, einen geeigneten Haupterwerb für sie zu finden. Wegen der Aussiedler wird man ab 1973 die Siedlungsmittel erhöhen und ein über 1974 hinausreichendes Programm aufstellen müssen.

Erhebliche Schwierigkeiten bestehen immer noch bei der schulischen Eingliederung der Jugendlichen. Bei den im Grundschulalter befindlichen Kindern erfolgt die Überwindung der Sprachschwierigkeiten meist im Laufe weniger Jahre bei normalem Schulbesuch. Etwa ab dem 10. Lebensjahr sind besondere schulische Einrichtungen erforderlich; nicht nur, damit sie die Sprache erlernen, sondern auch, um sich in die neue Gesellschaftsordnung einzugewöhnen. Es bestehen insgesamt 65 Förderschulen (meist in Internatsform), die in der Regel nach dem Hauptschullehrplan arbeiten; ihre Zahl reicht in einigen Ländern nicht aus. In Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg gibt es auch Förderschulen mit Realschul- und Gymnasiumslehrplan; aber dort gibt es zu wenig Plätze.

Der Abiturienten und Studenten nimmt sich die Otto-Benecke-Stiftung an. Die Kapazität der von der Stiftung eingerichteten Sprach- und Vorstudienkurse ist weitgehend ausgeschöpft. Gewisse Schwierigkeiten bereiten immer noch die Kostenfrage bei einer Internatsunterbringung. Eine Befreiung der Eltern von den Kosten kam bislang nur in Betracht, wenn die Eltern Einkünfte unter dem doppelten Fürsorgerichtsatz plus gewisser Zuschüsse bezogen. Auch die Ausbildungshilfe des Lastenausgleichs steht nicht günstiger da. Der Garantiefonds ist nur eine Überbrückung, bis gesetzliche Ausbildungsleistungen (z. B. der Lastenausgleich) bewilligt sind. Seit dem 1. 1. 1972 rückwirkend sind neue Verwaltungsvorschriften in Kraft getreten, nach denen eine Heranziehung der Unterhaltsverpflichteten zu den Kosten der Internatsunterbringung nur bei sehr hohem Einkommen der Eltern in Betracht kommt. Wichtig für die schulische Eingliederung ist auch, daß seit Ende 1971 die Kultusministerkonferenz Richtlinien für die Anerkennung von Schulzeugnissen aufgestellt hat.

Bei der gesellschaftlichen Eingliederung hat sich die Betreuung durch etwas früher eingetroffene Aussiedler als der geeignetste Weg erwiesen. Den Vertriebenenverbänden kommt hier ein hohes Maß an Verantwortung zu. Die Betreuung durch die Landsmannschaften hat sich auch bei der sozialen Eingliederung (Hilfe beim Ausfüllen von Formularen usw.) sehr bewährt. Da die Aussiedler meist ein enges Verhältnis zur Religion haben, haben auch kirchliche Stellen sich bei der gesellschaftlichen Eingliederung mit großem Erfolg einschalten können. **N. H.**

Altersrente:

Renten im Schatten der Wahlurnen

Sind wir schon auf dem Weg zu einer Einheitsrente?

Bonn — Je näher der Wahltermin rückt, um so verbissener wird der Kampf zwischen Regierung und Opposition an der Rentenfront. Der Grund leuchtet ein. Zehn Millionen Sozialrentner in der Bundesrepublik stellen ein Wählerpotential dar, dessen Interessen sich nur von einer Partei mißachten lassen, die zum politischen Harakiri entschlossen ist. Schon jetzt zeichnet sich ab, daß die Koalition die flexible Altersgrenze zum Wahlschlager machen will, während die Unionsparteien mit der Forderung nach zusätzlichen Leistungen an preisgeschädigte Rentner auf die Neuwahl-Barrikaden gehen werden.

Aber es geht nicht nur um Vordergründigkeiten. Alle Parteien waren sich in der Garantie der auf den Bruttolohn bezogenen Rente bisher immer einig. Die Rentenformel ist nie angetastet worden. Ihr Merkmal war, daß sich die Rentenhöhe nach dem früheren Lohn oder Gehalt, nach den vom Rentner früher geleisteten Beiträgen und nach der allgemeinen Lohnentwicklung richtet. Alle Vorschläge der Unionsparteien bewegen sich streng im Rahmen der Rentenformel, während die Sozialexperten der SPD immer deutlicher durchblicken lassen, daß sie das bisher auch von ihnen vertretene Prinzip der Rentenformel aufgeben möchten und sich eine bessere Lösung der Rentner-Probleme von einer Einheitsrente versprechen, die sie für sozial gerechter halten. Sie sehen lineare Erhöhungen als ungerecht an und weisen darauf hin, daß bei gleichmäßigen Rentenanhebungen, z. B. um 5 Prozent, die Bezieher höherer Renten mehr einstreichen können. 5 Prozent von 1000 Mark sind 50 Mark, 5 Prozent von 500 Mark eben nur 25 Mark. Lineare Rentenerhöhungen lassen also die Schere zwischen den Klein- und Großrentnern noch weiter auseinanderklaffen.

Nun entsprechen alle bisherigen Regelungen, die eine Rentenvorlage der jeweiligen Initiative des späteren Rentners und seinen Einkommensverhältnissen überließen, dem freien Wettbewerb, der den einen die Entrichtung höherer Beiträge zur Rentenversicherung eher ermöglicht als den anderen. Die Einheitsrente, die heute bereits von manchen angestrebt wird, würde also wesentliche Merkmale unserer gesellschaftlichen Ordnung berühren. Wer zum Beispiel heute Kleinrenten überdurchschnittlich aufstocken möchte, kann das nur zu Lasten der hohen Rentenansprüche tun. Das eignet sich, in Gesetzesvorlagen und Wahlmanifeste gegossen, vortrefflich zum Stimmenfang — läuft aber auf Gleichmachung der Einkommen und Abschaffung des Leistungsprinzips hinaus. Schließlich käme etwas zu Schaden, was sehr vielen Bürgern im Wahlkampf wichtiger sein wird als politische betriebsverfassungsrechtliche Einzelprobleme: das Vertrauen in die eigene Alterssicherung. Regierungsparteien und Opposition müssen sehr genau darauf achten, daß nicht Regelungen geschaffen werden, die lediglich einen Anschein von Attraktivität haben, weil sie im Schatten der Wahlurnen entstanden sind. **Kurt Pleyer**

Personenstandsgesetz:

Familienbücher haben Beweiswert

Urkundliche Eintragung auf Grund eidesstattlicher Versicherung

Bonn — Familienbücher, die nach § 15 a Personenstandsgesetz im wesentlichen aufgrund eidesstattlicher Versicherungen auf besonderen Antrag angelegt worden sind, haben den vollen Beweiswert einer inländischen Personenstandsurkunde. Sie haben danach nicht sekundären Charakter.

Durch die Bestimmung zum § 15 a Personenstandsgesetz sollen gerade den Vertriebenen und Flüchtlingen die bei der Flucht oder während der Kriegsereignisse verlorengegangenen standesamtlichen Personenstandsurkunden wieder verschafft werden. Es würde diesem Zweck nicht entsprechen, wollte man dem Familienbuch auf Antrag lediglich nur Beweiskraft für einzelne personenstandsrechtliche Tatsachen beimessen. Die urkundlichen Eintragungen in einem solchen Familienbuch können daher also auch für standesamtliche bzw. gerichtliche Berichtigungsverfahren im Sinne des Personenstandsgesetzes herangezogen werden. Eine zeitliche Beschränkung des Beweiswertes gibt es dabei nicht. Auch der mögliche Einwand, daß Familienbücher (auf Antrag), deren Eintragungen auf früheren Standesamtsurkunden aus den deutschen Ostgebieten beruhen, beweiskräftiger sein mögen als jene, die hauptsächlich aufgrund von Erklärungen an Eides Statt zustande gekommen sind, trifft nicht zu.

Der Standesbeamte muß von der Richtigkeit der in das Familienbuch einzutragenden Tatsachen überzeugt sein. Hat er Zweifel, muß er die Anlegung des Famil. nbuches ablehnen.

Ergänzungen zur Dienstanweisung für die Standesbeamten und ihre Aufsichtsbehörden in der Bundesrepublik Deutschland und das Land Berlin weisen auf die Beschaffung von Personenstandsurkunden aus den Vertreibungsgebieten hin. Die Beschaffung dieser Standesamtsurkunden für die Bestellung der Eheaufgebote, Eintragungen in die Familienbücher, Anträge auf Familienbücher und sonstige personenstandsrechtliche Beurkundungen für Lastenausgleichsangelegenheiten und Erbschaftszwecke stößt immer dann auf Schwierigkeiten, nicht zuletzt auch bei Anträgen auf Leistungen aus der gesetzlichen Rentenversicherung, wenn die Beteiligten in den Vertreibungsgebieten geboren sind oder dort geheiratet haben. Aus diesen Gebieten sind Personenstandsregister und -bücher früherer deutscher Standesämter und Kirchenbehörden aber gerettet worden bzw. in den Nachkriegsjahren sichergestellt.

Nach der Standesamts-Dienstanweisung sind die Verwahrungsstellen, bei denen nachgefragt werden kann: Standesamt I in Berlin (West), 1 Berlin 33, Lentzeallee 107; Standesamt I (Ost) in X 1054 Berlin N 54, Rückerstraße 9; Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche der Union, 1 Berlin 12, Jebensstraße 3. Diese Stelle hat Kirchenbücher, u. a. neuerdings aus Westpreußen, sowie die in Dänemark für deutsche Flüchtlinge und Soldaten angelegten Kirchenbuchunterlagen; Katholisches Kirchenbuchamt und Archiv für Heimatvertriebene, 8 München 15, Bavariaring 24 (Gebiet östlich der Oder und Neiße und Bistum Danzig); Geheimes Staatsarchiv der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, 1 Berlin 33, Archivstraße 12/14.

„Im Namen der historischen Wahrheit":

Deutsche legten keine Minen

Rote Lügen um das Kloster der „Schwarzen Madonna"

Warschau — Als Fälschung entpuppte sich die Behauptung des sowjetischen Schriftstellers Borys Polewoj, deutsche Truppen hätten kurz vor ihrem Rückzug im Jahre 1945 aus Tschenstochau, das Wallfahrtskloster „Jasna Gora" mit der weltberühmten Schwarzen Madonna vermint, um es nach dem Einmarsch der Sowjets mit Hilfe von Zeitzündern zu vernichten. Auf diese Weise — so Polewoj — sollte diese „schändliche Tat" vor der Weltöffentlichkeit den Eindruck erwecken, die Sowjets hätten das Verbrechen begangen.

In seinem Buch „896 Kilometer nach Berlin" schreibt Polewoj, nur durch den todesmutigen Einsatz des sowjetischen Sergeanten Korolkow sei das Kloster vor der sicheren Zerstörung gerettet worden. Korolkow habe unter Lebensgefahr alle Minen rechtzeitig entdeckt und entschärft.

Die in Krakau erscheinende katholische Wochenzeitung „Tygodnik Powszechny", die auch Auszüge aus dem sowjetischen Buch veröffentlicht hatte, brachte in der neuesten Ausgabe (vom 18. 6. 1972) eine Zuschrift der Klosterleitung von Jasna Gora, in der es heißt: „Die Gegenüberstellung der Schilderung des Autors mit den Erinnerungen noch lebender Augenzeugen und Teilnehmern an jenen Ereignissen gehen derart auseinander, daß die Fakten im Namen der historischen Wahrheit richtiggestellt werden müssen. Wir stellen ohne jeden Zweifel fest, daß es im Kloster von Jasna Gora weder eine Verminung durch Deutsche noch eine Entminung durch Sowjets gab ... Eine Tatsache ist, daß auf den Feldern des Klosters einige Blindgänger (Fliegerbomben) gefunden und auf Bitten von sowjetischen Pionieren entschärft wurden ... Selbstverständlich wollen wir mit dieser Klarstellung nicht die großen und unbestrittenen Verdienste der sowjetischen Armee für unsere Befreiung vom Okkupanten schmälern. Nichtsdestoweniger muß jedoch die öffentliche Meinung vor falschen Ansichten über einen so wichtigen geschichtlichen Augenblick bewahrt werden, namentlich deshalb, weil die Redaktion des „Tygodnik Powszechny" in einem Vorspann jener Geschichte den Rang eines ‚Augenzeugenberichtes' gab ... Der Ton des Berichtes beleidigt unsere Pietät bezüglich des Bildes (Schwarze Madonna) und zwingt uns, dagegen zu protestieren."

Das Schreiben trägt die Unterschriften: Pater Dr. Jerzy Tomzinski, General des Paulisten-Ordens und ehemaliger Kustos der Basilika von Jasna Gora, Pater Dr. Josef Jaskolowski, Generalsekretär des Paulisten-Ordens, Pater Pawel Losiak, Generalvikar des Ordens sowie von vierzehn anderen Geistlichen und Ordensbrüdern. **jon**

„... und die nächste Regierung?"

Zweifel am Warschauer Vertrag

Polnische Zeitung setzt sich mit Lesersorgen auseinander

Warschau — In einer Leserzuschrift an die polnische Zeitung „Trybuna Opolska" wird gefragt, „welche Garantien" Polen habe, daß der deutsch-polnische Vertrag auch von einer „nächsten Regierung der Bundesrepublik respektiert wird?"

Obwohl der Vertragstext, so antwortet die Zeitung, „klar und eindeutig" sei und nach Ratifizierung des Vertrages durch den Bundestag „im Sinne des internationalen Rechtes für die Bundesrepublik eine bindende Verpflichtung" darstelle, sei die Frage des Lesers durchaus berechtigt. „Wir kennen aus der Geschichte der internationalen Beziehungen, unter anderem auch aus der Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, Verträge, die, obwohl sie sehr klar, bindend und verpflichtend waren, dennoch gebrochen wurden. Diese, auf historischen Erfahrungen basierende Frage kann nur in Anlehnung auf Erfahrungen in der Vergangenheit beantwortet werden. Diese Erfahrungen lehren, daß Verträge dann gebrochen werden, wenn sich das Kräfteverhältnis, in dem sie geschaffen wurden, ändert, wenn sich eine Seite so stark fühlt, daß sie es sich leisten kann, früher eingegangene Verpflichtungen nicht einzuhalten."

In diesem Zusammenhang wird daran erinnert, daß „Hitler im Jahre 1934 mit Polen einen Nichtangriffspakt geschlossen hat, als er sich noch auf dem internationalen Forum unsicher fühlte. Er brach den Vertrag, als er Deutschland aufgerüstet und unvergleichlich stärker, als wir es damals waren, gemacht hatte. Die Geschichte lehrt also: Die fundamentale Garantie für die Einhaltung eines internationalen Vertrages ist die Dauerhaftigkeit des Kräfteverhältnisses, in dem jener Vertrag geschlossen wurde."

Der Erfolg der polnischen Außenpolitik, schreibt die Zeitung in ihrer Antwort weiter, sei „nur dank der Macht und der Geschlossenheit der sozialistischen Ländergemeinschaft" möglich geworden. Die weitere Stärkung dieser Gemeinschaft werde auch künftig eine Garantie für die Respektierung des Vertrages vom 7. Dezember 1970 „durch den bürgerlichen deutschen Staat", auch wenn „an seinem Ruder politisch anders orientierte Kreise" als die gegenwärtige Regierung stehen sollten, sein. **jon**

Norweger künftig ohne Visum nach Polen

Warschau — Ab Januar 1973 brauchen norwegische Staatsbürger für die Reise nach Polen kein Visum mehr. Der Visazwang zwischen Polen und Norwegen soll abgeschafft werden. Dies habe, wie Radio Warschau meldet, der polnische Außenminister Stefan Olszowski bei seinem Besuch in Oslo in Aussicht gestellt. Damit wäre Norwegen das erste westliche Land, dessen Bürger ohne Visum nach Polen einreisen dürften. (Für Polens Bürger bleibt nach wie vor die Schwierigkeit, von ihren eigenen Behörden einen Reisepaß zu erhalten. Anm. d. Red.) **jon**

„Lokomotive wie im Western"

Englischer Seemann vor polnischem Gericht

Danzig — Vor dem Danziger Seeamt hatte sich jüngst ein englischer Seemann zu verantworten, weil er im Danziger Hafen fotografierte. „In den Häfen der Welt freuen sich die Hafendirektionen darüber, daß man ihre Hafeneinrichtungen fotografiert und damit für sie Propaganda macht", sagte der Seemann unverblümt seinen Richtern. „Im übrigen", so erklärte er weiter, „wollte ich lediglich eine alte Lokomotive fotografieren, denn so ein technisches Wunder bekam ich zum letzten Mal in einem Western zu sehen."

Außerdem seien weder der Kapitän noch die Mannschaft darüber belehrt worden, daß „in Polen das Fotografieren als ein Gesetzesverstoß betrachtet wird".

Danzigs Zeitung „Glos Wybrzeza" meint dazu, diese Verhandlung habe ganz Polen „belustigt". Endlich einmal sei offen ausgesprochen worden, was alle denken.

Über den Ausgang der Verhandlung schreibt das Blatt vorsichtshalber nichts Genaues; es läßt nur ziemlich unklar durchblicken, daß der Seemann eine Geldstrafe (in Devisen freilich) entrichten mußte. **jon**

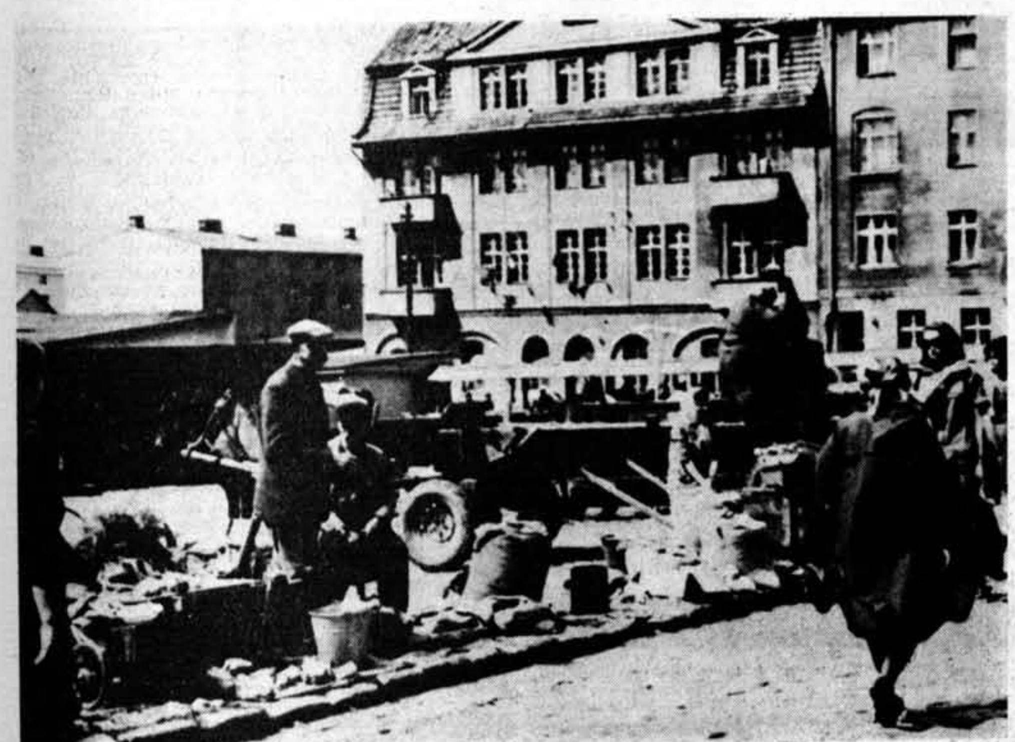
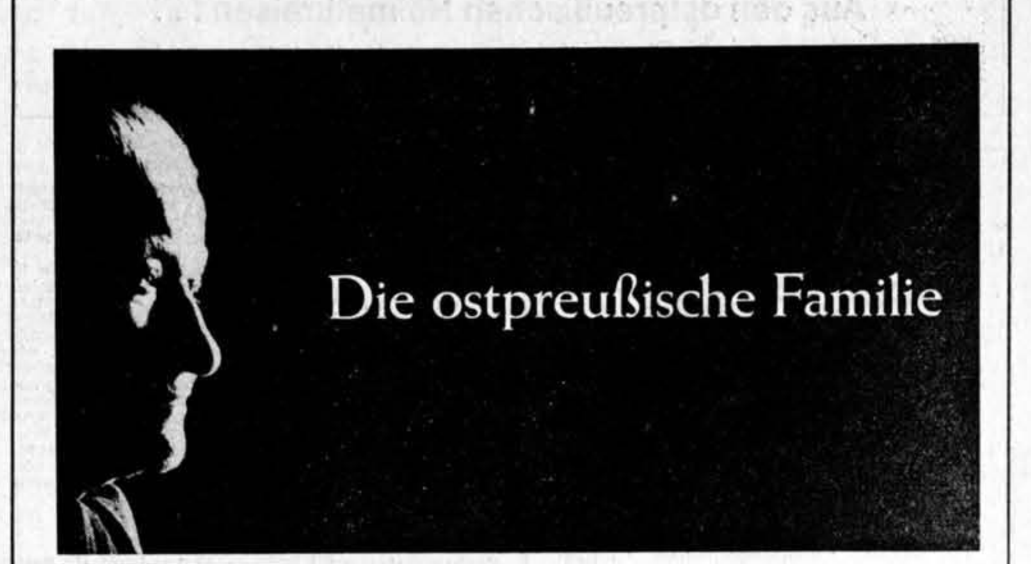


Foto Eber

Ostpreußen heute: Wochenmarkt in Lötzen



Nirgends kann man so einsam und verlassen sein wie in einer Großstadt. Das zeigt augenfällig ein Ereignis, das sich in der vorigen Woche in Hamburg zutrug. In einem Kleingartengelände inmitten eines der einwohnerstärksten Stadtteile Hamburgs lag eine Rentnerin, 81 Jahre alt, zwei Tage und eine Nacht lang im Garten; ihre verzweifelten Hilferufe verhallten ungehört. Erst dann wurde die stöhnende und völlig entkräftete Frau gefunden und in ein Krankenhaus gebracht, wo sie eine Stunde später an Schwäche und starker Unterkühlung starb. Frau S. hatte in Hamburg keine Verwandten, die nach ihr hätten sehen können — aber auch dann würde das kaum täglich möglich sein — und so lebte sie, ohne näheren Kontakt zu den Nachbarn seit Jahren zurückgezogen in einer verwahrlosten Holzlaube. Vorige Woche erlitt sie im Vorgarten einen Schlaganfall. Bei den Nachbarn galt sie als ruhige, aber eigensinnige Frau. Es war aber nicht etwa Not, die Frau S. zu diesem Leben gezwungen hätte. Sie hatte eine Rente von 1000,— DM im Monat. Auch Unwissenheit über die gesundheitliche Gefährdung des alten Menschen kann ihr nicht nachgesagt werden. Sie war pensionierte Oberschwester, hat also in ihrem Leben vorwiegend kranken Menschen beigestanden und wußte daher, daß für jeden die Stunde kommt, in der er auf Hilfe angewiesen ist. Man sollte annehmen, daß gerade sie bei ihrer praktischen Lebenserfahrung und bei ihren finanziellen Möglichkeiten Vorsorge dagegen getroffen hätte, daß ihre letzte Stunde sich nicht so abspielen würde — in einem Vorgarten, auf dem Bauch liegend, zwei Tage und eine Nacht lang. Alle Vorschläge, sich in ein Altersheim einzumieten, hatte sie strikt und sicherlich mit einer gehörigen Portion Eigensinn abgelehnt.

Vermutlich hatte sie falsche Vorstellungen von einem solchen Heim, vielleicht glaubte sie, daß es dort heute noch so zuginge wie in den ersten turbulenten Jahren nach dem Kriege. Die Licht- und Schattenseiten jener Jahre schilderte uns jetzt Frau H. sehr anschaulich:

„Da ich über 15 Jahre als Schwester im Pflege- und Altersheim tätig war, kann ich mir darüber (gemeint sind die Veröffentlichungen „Ostpreußische Familie", d. Red.) ein gutes Urteil erlauben. Die Berichte von Frau N., Hannover, und von Herrn Z. beruhen auf Wahrheit. 1950 wollte es das Schicksal, daß ich in einem Alters- und Pflegeheim arbeiten mußte. Es herrschten dort primitive Verhältnisse. 200 Insassen in einem überfüllten Bauernhaus und dazu gehörigen Holzbaracken. Es waren alte und gebrechliche Menschen, die durch Hunger, Krieg und Vertreibung gezeichnet waren. Sie fristeten dort ihren Lebensabend auf Strohsäcken mit blaukarierten Bezügen. Die gelähmten und anderen Kranken lagen im alten Bauernhaus, in weiß überzogenen Betten. Wir mußten in allem sparen, weil die finanziellen Mittel gering waren. Das Taschengeld betrug 6,— DM pro Person, 10,— DM für Ehepaare. Es gab einfache, bürgerliche Kost. Die Kranken wurden von uns gepflegt, die anderen Alten betreuten sich selbst. Obwohl es im großen und ganzen so primitiv war, ging alles geregelt zu. Es wurde für alles gesorgt: Ernährung, Kleidung, Wäsche und auch für gemütliche Unterhaltung. Durch Musik, Gesang und kleine Theaterstücke wurden die Herzen der Alten erfreut. Dazu kamen Filmvorführungen und Gottesdienste. Später kam auch ein Fernsehgerät hinzu. Es herrschte bei den Alten eine schöne Harmonie. Und das Personal hatte große Freude an der Arbeit! — Das Wirtschaftswunder brachte nach 1955 große Verbesserungen: Renten und Taschengelder wurden erhöht, die Baracken wurden aufgelöst, neue Heime wurden gebaut. Bei uns wurde eine kleine Kantine eingerichtet, in der die Alten zum Einkaufspreis Kaffee, Süßigkeiten und Wein erwerben konnten. Aber — obwohl sich alles gebessert hatte, kam eine Unzufriedenheit unter die Alten. Wir, das Personal und der Vorstand, hatten dadurch viele schwierige Situationen zu bestehen. Ich kann in Wahrheit sagen: „Armut bindet das Leben — Wohlstand zerbricht das friedliche Leben." So war es damals. Nun hatte ich Gelegenheit, Einblick in die Verhältnisse neuer Heime zu erhalten. Ich kann nur sagen: alles aufs beste eingerichtet und bedacht! Wer da unzufrieden ist, hat selbst schuld."

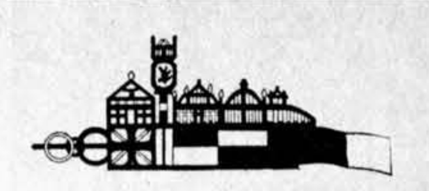
Beim letzten Bundeskongreß der Lebensabendbewegung wurde festgestellt, daß im Jahre 1975 in der Bundesrepublik neun Millionen Pensionäre leben werden, wobei jeder zehnte aus dieser Gruppe unzureichend untergebracht sei. Es stellte sich also die Aufgabe, für 900 000 alte Menschen einen zufriedenstellenden Ruhesitz sicherzustellen. Es ist klar, daß sich diese Aufgabe einem jeden von uns stellt, man kann nicht einfach nach dem Vater Staat rufen und damit sein Gewissen weiterschlafen lassen.

Kürzlich hatten wir über das Wohnstift des Collegium Augustinum in München berichtet und dazu gesagt, daß dieser Altersruhesitz durchaus idealen Vorstellungen entspricht, aber für viele unserer älteren Leser, die von einer bescheidenen Rente leben müssen, nicht in Frage kommen dürfte. Jede Sache hat nun einmal ihren Preis. Diese Meinung sei zwar richtig, so wandten einige Leser ein, aber die Frage des Verbleibs älterer Menschen stelle sich ja nicht nur bei Beziehern kleinerer oder mittlerer Einkommen, sondern sie träfe genauso zu auf Kreise, die nicht gerade finanzschwach seien. Denn heute, wo der tätige Mensch durchaus nicht mehr wie früher ortsgebunden sei, entstehe immer wieder die Frage, wie bei einem Ortswechsel das ältere Familienmitglied untergebracht werden soll. Mitunter sei ihm auch ein mehrmaliger Umzug nicht zuzumuten. Weiter gäbe es ja genug Familien, die gemeinsam zu einer Unterbringung in einem schönen Heim beitragen würden. — Just zu diesem Zeitpunkt kam auf unseren Tisch ein bemerkenswerter Prospekt der „Gemeinschaft Deutsche Altenhilfe" in Hannover. Nach dem Muster des Eilenriede-Stiftes in Hannover baut sie derzeit Wohnstifte in Göttingen, in Neustadt/Weinstraße und in Trippstadt (Kaiserslautern) mit den modernsten Einrichtungen und „allen Schikanen". Natürlich hat das alles seinen Preis, aber die Finanzierungspalette ist so breit gestaffelt, daß es für Einzelpersonen mit einigen Dittchen auf der hohen Kante oder für eine Familien-Gemeinschaftsaktion schon interessant sein könnte.

Mit den besten Grüßen — Ihr **Christian**

Aus den ostpreußischen Heimatkreisen . . .

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



HEIMATTREFFEN 1972

22. Juli, **Heiligenbeil:** Heimattreffen in Hamburg-Altona, Altonaer Bahnhofstraße 24 (Rathaus-Gaststätte).

23. Juli **Angerapp:** Kreistreffen für den süddeutschen Raum in Stuttgart, Hotel-Restaurant Doggenburg, Herdweg 117.

24. Juli bis 7. August, **Schloßberg:** Bundesjugendlager in Bosau.

5./8. August, Stadtgemeinschaft **Pillau:** Heimattreffen in Eckernförde.

19./20. August, **Lyck:** Jahrestreffen in Hagen, Auf der Springe.

20. August, **Memelkreise:** Ostseetreffen in Flensburg.

20. August **Rastenburg:** Hauptkreistreffen in Wesel.

3. September, **Angerapp:** Kreistreffen für den norddeutschen Raum in Hannover, Sophienstraße 2 (Künstlerhaus).

Fischhausen

Kreisvertreter: Heinrich Lukas, 2341 Faulück, Telefon 0 46 42/5 38.

Seestadt Pillau — Programm zu unserem Haupttreffen in Eckernförde vom 5. bis 8. August. Sonnabend, 5. August: 14 Uhr Tagung der Gemeinschaftsvertreter im Rathaus; 20 Uhr Begrüßungsabend mit Tanz, Treffen der Marinekameradschaft und ihres Patenvereins Pillau in der Stadthalle. — Sonntag, 6. August: 10 bis 11 Uhr Gottesdienste: ev. Kirche in Borby, Pfarrer Badt, Pillau; kath. Kirche St. Peter und Paul. — 11.30 bis 12.30 Uhr Feierstunde am Kurfürstendenkmal mit Ansprache von Staatssekretär a. D. von der Groeben, früher Fischhausen; 14 Uhr Heimattreffen und Fotoausstellung in der Stadthalle. — Montag, 7. August: 13 Uhr Fahrt in See mit Dampfer „Andreas Gayk" zum Sonderpreis mit zollfreien Waren. Bundespersonalausweis mitbringen. — Dienstag, 8. August: 20 Uhr Ausklang in der Stadthalle mit Diabildern und Filmvorführungen.

Fritz Goll

Heiligenbeil

Kreisvertreter: Georg Vögerl, 1 Berlin 41 (Steglitz), Buggestraße 6 — Telefon 02 11 / 9 21 20 96.

Heimattreffen in Hamburg — Letztmalig weisen wir auf das am Sonnabend, 22. Juli, in Hamburg stattfindende Heimattreffen der Kreisgruppe Heiligenbeil hin. Die Veranstaltung beginnt um 15 Uhr in der „Rathaus-Gaststätte", Hamburg-Altona, Altonaer Bahnhofstraße 24 (nicht im Feldeck-Restaurant). Vom Altonaer Bahnhof erreichen Sie das Veranstaltungslokal in fünf Minuten Fußweg. Eine Bereicherung dieser Veranstaltung wird das „Sondertreffen des Fischerdorfes Rosenberg" sein, mit seinen benachbarten Dörfern am Frischen Haff Dt.-Bahnau, Follendorf, Balga, Kahlholz, Wolitta, Schölen, Patersort usw. Mit der zu erwartenden starken Teilnahme auch der Landsleute aus Hamburg, Norddeutschland, Niedersachsen und Bremen verspricht dieses Hamburger Heimattreffen der letzte Höhepunkt in diesem Jahr zu werden. Wer sich bisher noch nicht entschließen konnte, wird herzlich gebeten, daran teilzunehmen. Nach den bitteren Ereignissen der letzten Zeit müssen wir uns noch enger zusammenschließen, denn nur im Zusammenhalt und im Wirken für die Heimat wird diese fortleben.

E. K.

Heilsberg

Kreisvertreter: Dr. Erich Gross, 506 Bensberg, Kölner Straße 6, Telefon 0 22 04/23 85.

Unser Kreisheimattreffen in diesem Jahr findet wieder in Köln statt, und zwar am 24. September. Um 10 Uhr wird für unsere katholischen Kreisangehörigen ein Gottesdienst in der St.-Agnes-Kirche in Köln gehalten. Die evangelischen Kreisangehörigen haben Gelegenheit, einen Gottesdienst in der Kreuzkirche in der Stammheimer Straße in der Nähe der „Flora" zu besuchen. Das Haupttreffen beginnt um 14 Uhr in den „Floragaststätten". Im Anschluß daran ist ein gemütliches Beisammensein wie in den früheren Jahren. Alle Kreisangehörigen werden recht herzlich zur Teilnahme eingeladen. — Die ehemaligen Angehörigen der Oberschule für Jungen in Heilsberg, der Agnes-Miegel-Schule in Heilsberg und der höheren Schule in Guttstadt treffen sich im Zusammenhang mit dem Kreisheimattreffen zu einer gesellschaftlichen Veranstaltung am Samstag, dem 23. September, 18 Uhr, im Kolpinghaus in Köln-Ehrenfeld, Fröbelstraße. Das Kolpinghaus liegt gegenüber der Firma Fleischhauer — Volkswagen-Vertretung — und ist vom Hauptbahnhof Köln mit der Linie 23 bis Haltestelle Venloer Straße und dann mit der Linie 1 und 3 bis Körnerstraße zu erreichen. Alle „Ehemaligen" werden herzlich eingeladen. — Ebenfalls am Samstag, 23. September, findet in Köln eine Sitzung unseres Kreistages statt. Hierzu ergehen noch besondere Einladungen.

Königsberg-Stadt

Erster Stadtvertreter: Prof. Dr. Fritz Gause, 43 Essen, Saarbrücker Straße 107. Geschäftsstelle: Günter Boretius, 4 Düsseldorf, Bismarckstraße 90. Telefon 02 11/35 03 80.

Burgschulgemeinschaft Königsberg Pr. e. V. — Das diesjährige Jahrestreffen wird vom 20. bis 22. Oktober in Bensheim-Auerbach (Bergstraße), Hotel Krone, veranstaltet. Neben den Klassentreffen Abi 1922 und 1938 finden ein Festvortrag, die Mitgliederversammlung und ein festlicher Gesellschaftsabend statt. Gäste sind zu den Veranstaltungen herzlich willkommen. Die Mitglieder erhalten alle Hinweise zum Jahrestreffen mit den Rundbriefen. Weitere Interessenten wenden sich an: Kurt Erzberger, 4 Düsseldorf 30, Theodor-Storm-Straße 4.

Lötzen

Kreisvertreter: Dipl.-Ing. Werner Coehn, 23 Kiel.

Regionaltreffen in Essen — Schon heute möchten wir unsere Landsleute darauf aufmerksam machen, daß unser diesjähriges Treffen im Raum Nordrhein-Westfalen am 10. September im Städtischen Saalbau in Essen stattfindet. Saalöffnung ist um 9 Uhr. Das genaue Programm wird noch rechtzeitig bekanntgegeben. Bitte merken Sie diesen Termin vor und laden Sie Ihre Freunde und Bekannten ein, mit in Essen dabei zu sein.

Memel, Heydekrug, Pogegen

Kreisvertreter Stadt: Dr. Günther Lindenau. Land: Dr. Walter Schützler. Heydekrug: Walter Buttkereit. Pogegen: Georg Grentz. Geschäftsstelle aller vier Kreise: 29 Oldenburg, Münnichstr. 31, Tel. 04 41/21 50 02.

Ostseetreffen der memelländischen Landsleute in Flensburg am Sonntag, 20. August, 11 Uhr, Einlaß ab 9 Uhr, Flensburg-Weiche, Soldatenheim, Alter Husumer Weg. Im Mittelpunkt des Vormittagsprogramms stehen die Filmvorführungen „Kurenfischer" und „Einst unter dem Kurenwimpel", die die Schönheiten und Besonderheiten der Kurischen Nehrung mit ihren Menschen in die Erinnerung zurückrufen soll. Am Nachmittag wird das Jugendblasorchester „Concordia" mit Musikvorträgen und Volkstänzen erfreuen. Mitgestaltet wird das Programm vom Eisenbahnchor „Glück zu", Flensburg, unter der Leitung von Heinrich Pieper. Für den Rest des Tages sorgt eine Tanzkapelle für Unterhaltung.

Neidenburg

Kreisvertreter: Paul Wagner, 83 Landshut II, Postfach 502, Telefon 08 71 / 7 19 20.

Heimattreffen in der Patenstadt Bochum am 1. und 2. Juli — Der Wettergott hatte Ende Juni kein Einsehen, und so kamen Wassermassen täglich vom Himmel. Genauso wie der Regen zunahm, fiel die Hoffnung, daß Jahreshaupttreffen des Kreises Neidenburg wie gewohnt seine Fülle haben würde. Wohl waren bereits am Freitag, 30. Juni, eine Anzahl Landsleute in der Patenstadt Bochum eingetroffen, aber auch sie konnten das Barometer der Erwartungen nicht auf „schön" steigen lassen. So war der ständige Platzregen am Sonnabend, 1. Juli, keine Überraschung mehr und die Kranzniederlegung am Ehrmal an der Pauluskirche war eine reine Angelegenheit der Neidenburger, von der die vorbeihastende Bevölkerung kaum Notiz nahm. In der Wirtschafts- und Verwaltungsakademie in Bochum wurde in den Vormittagsstunden des 1. Juli mit den Arbeiten begonnen. Kreisausschuß und Kreistag erledigten die zur Tagesordnung stehenden Aufgaben. Kreisvertreter Wagner gab Rückblick über das abgelaufene Wirtschaftsjahr und die in diesem erfolgten politischen Begebenheiten, vor allen Dingen zu jenen, die zu den Ostverträgen führten. Daraus ergaben sich nun Erwartungen für die Zukunft, aber unbeschadet aller Unsicherheiten beschlossen die Delegierten einstimmig, daß am 1. und 2. September 1973 das Heimattreffen in Bochum unter dem Zeichen einer „zwanzigjährigen Patenschaft" stehen solle. Die nun einsetzenden, sehr eingehenden Diskussionen wurden durch ein Mittagessen unterbrochen, das die Patenstadt den Teilnehmern gab. Bereits konnte Kreisvertreter Wagner das bestehende gute Einvernehmen zwischen Patenstadt und Patenkind hervorheben und die Hoffnung aussprechen, daß trotz der Ereignisse im Jahr 1972 das Patenschaftsverhältnis unbeschadet und unberührt bleiben möge. Die erfolgte Prüfung des Jahresberichtes, der Kasse und Buchführung ergaben keine Beanstandung, so daß Entlastung erteilt wurde. Die infolge des Regens bereits um 14 Uhr geöffnete Ruhrlandhalle hatte sich inzwischen zu füllen begonnen, so daß um 19.30 Uhr stellvertretender Kreisvertreter Bernhard Frankenstein-Niederhof ein wirklich volles Haus begrüßen konnte, darunter auch Oberbürgermeister Claus und Herren der Stadtverwaltung. Auch er ging in seinen Begrüßungsworten auf die Tagesereignisse des Jahres ein, die von den Vertriebenen einfach nicht verstanden würden und auch nicht durch die Zeit ein besseres Verständnis zu erwarten hätten. Bevor jedoch der Heimatabend mit seinem Programm in seine Rechte treten konnte, verlas Landsmann Rudolf-Dieter Wagner, Bochum, eine Reihe von Bekanntmachungen des Kreisausschusses. Nach diesen Ausführungen übernahm die „Gemeinschaft Junges Ostpreußen", Jugendgruppe „Kant" aus Kamen, die Programmführung. In einer flotten Weise führte die Gruppe, die jugendlichste der Gemeinschaft, Volkstänze aus Europa, aber auch aus Übersee vor und brauchte um Applaus nicht zu bangen. Während der Vorführungen hatte sich die Ruhrlandhalle noch mehr gefüllt, der Regen aber auch zugenommen, so daß bis weit nach Mitternacht ein „volles Haus" die Teilnehmer zusammenhielt.

Alle Hoffnungen waren nun auf einen sonnigen Sonntag, 2. Juli, gesetzt, aber es blieb nur bei einer Hoffnung. Als um 11.45 Uhr nach den üblichen Bekanntmachungen Kreisvertreter Wagner die Feierstunde eröffnete, war, wie in all den Vorjahren, die Ruhrlandhalle restlos gefüllt. Es kann als Zeichen dafür gewertet werden, daß sich die Landsleute nach Abschluß der Ostverträge noch enger zusammenschließen, sie gaben damit den Ausführungen ihres Kreisvertreters recht, daß sie in einem schicksalsträchtigen Jahr bewußt zusammen gekommen sind. „Wir und die Welt wissen, wo wir stehen, von unserer von Vernunft getragenen Meinung und unserer Treue zur angestammten Heimat." Zu dieser Treue ständen wir heute erst recht und aus dieser Treue stehen wir hier, um uns als Ostpreußen und damit Bürger des Kreises Neidenburg zu bekennen. Unser Zusammensein stelle ein Pflicht dar und Pflichterfüllung hieße nicht resignieren, sondern seine Sache zu vertreten und zusammenzustehen. Mit den Worten: „Nehmen Sie mit nach Hause, was eine Entschließung des Tiroler Landtages von 1920 besagte: „Das Land kann man zerteilen, das Volk bleibt eins. An dieser inneren Einheit festhaltend, werden wir niemals die Hoffnung aufgeben, daß die Einheit wieder hergestellt wird."

Zu Beginn begrüßte er Oberbürgermeister Claus, den Patenvater, mit den Worten: „Sie haben in Ihrer Bürgermeisterzeit an so vielen Veranstaltungen der Neidenburger teilgenommen, daß Sie uns nun als Oberbürgermeister wahrhaft kein Fremder sind. Sie haben immer Ihre und die der Patenstadt Verbundenheit uns spüren lassen. Herzlichen Dank dafür und die Bitte, uns auch in Zukunft gewogen zu bleiben." Ferner begrüßte er von der CDU Frau Stadtverordnete Koch und von der SPD den Stadtverordneten Barth, weiter Herren der Stadtverwaltung und den Landesvorsitzenden der Landsmannschaft Ostpreußen in Nordrhein-Westfalen, Landsmann Harry Poley, mit Gattin. Unter den Gästen befanden sich auch Landsleute der Mittelzone und Bürger der Stadt Bochum. Grüße hatten viele Landsleute gesandt, darunter Ehrenvorsitzender Universitätskurator a. D. Dr. von Stein, die Superintendenten Stern, Neidenburg, und Walach, Soldau. Bevor Oberbürgermeister Claus das Wort ergriff, gedachte Landsmann Franz Fanelsa, Roggen, der Toten, die von den Bochumer Maiabendschützen den Neidenburgern gestiftete Ruhrstahl-Glocke meldete sich während des Gedenkens. Die Chorgemeinschaft unter Leitung von Herrn Heikaus umrahmte wie in den Vorjahren die Feierstunde mit vortrefflich vorgetragenen Gesangsstücken. Oberbürgermeister Claus entbot den Willkommensgruß der Patenstadt. Er freue sich, daß er erstmals als Oberbürgermeister bei den Neidenburgern sein könne. Wörtlich führte er aus: „Mein besonderer Gruß gilt Ihrem Kreisvertreter, Herrn Bürgermeister Wagner, der durch sein Engagement und seine Initiative das Patenschaftsverhältnis Bochum—Neidenburg entscheidend mitgeprägt hat." 19 Jahre Patenschaft mündeten in seiner Aussage: „Bochum wurde zum Mittelpunkt der Neidenburg." „Ein schöneres Kompliment hätte der Stadt Bochum von ihren Patenkindern nicht zu teil werden können. Es ist aber für die Stadt Bochum nicht nur Lob, sondern auch Verpflichtung zugleich, die Bemühungen des Kreises Neidenburg bei der Bewahrung seiner kulturellen Tradition nach besten Kräften zu unterstützen. In diesem Sinne habe ich gerade erfahren, daß wir uns schon — entgegen der bisherigen Übung — im nächsten Jahr zum 20. Jahrestag des Patenschaftsverhältnisses hier wiedersehen werden." Das heutige Heimattreffen stände sicherlich in freudiger und leidvoller Erinnerung. Auch wenn Wehmut Freude trübt, so sollte das Bewußtsein, hier eine neue Heimat gefunden zu haben, lindernd empfunden werden. Sein Wunsch für die Stunden des Zusammenseins klang aus, daß die Patenstadt einen angenehmen Aufenthalt vermitteln könne. Rudolf-Dieter Wagner las Agnes Miegels Gedicht „Es war ein Land" und dann schloß das Ostpreußenlied eine kurze, aber würdige Feierstunde. Die „Schabberzeit" hielt die Landsleute bis in die Abendstunden bei Musik und Tanz zusammen. Wahrhaft ein gelungenes Heimattreffen — daher zum 1. und 2. September 1973 wieder nach Bochum.

August Tadday

Rastenburg

Kreisvertreter: Heinrich Hilgendorff, 2321 Flehm, Post Kletkamp, Telefon 0 43 45/3 66.

Unser Hauptkreistreffen bitte einordnen in den Ablauf des August! Am 20. August um 14.30 Uhr ist der Beginn des offiziellen Teils in der Niederrheinhalle in 423 Wesel. Alle Vorbesprechungen haben stattgefunden, der genaue Plan für Sonnabend und Sonntag erscheint nochmals in der nächsten Nummer des Ostpreußenblattes. Die Mitfahrer des ersten Busses nach unserer Heimat sind zurück und haben reichliches Bildmaterial und die neuesten Eindrücke mitgebracht, alles wird in Wesel gezeigt. Bitte, mit Verwandten und Freunden Verabredungen treffen.

Schloßberg (Pillkallen)

Kreisvertreter: Georg Schiller, 282 Bremen 77, Wolgaster Straße 12, Telefon 04 21/63 90 11.

Die Kreisgemeinschaften Schloßberg und Ebenrode konnten bei guter Beteiligung ihr Kreistreffen für den westlichen Teil der Bundesrepublik am 18. Juni im Stadtgarten-Restaurant, Essen-Steele, durchführen. Bereits am Vorabend trafen sich einzelne Landsleute im Versammlungslokal zum Gedankenaustausch. Am Sonntag kamen die ersten Besucher schon rechtzeitig, so daß der Saal des Stadtgarten-Restaurants bis zum Beginn der Feierstunde voll besetzt war. Kreisvertreter Schiller begrüßte die Anwesenden, Kreisvertreter von Lenski gedachte anschließend unserer Toten und würdigte hierbei besonders die Verdienste unseres im Vorjahre verstorbenen Sprechers, Reinhold Rehs. Der aus Blockswalde ,Kreis Schloßberg, gebürtige und jetzt in Bochum tätige Pfarrer Joachim Meyer hielt die Andacht, der alle Zuhörer bewegt folgten. Lm. Poley, Vorsitzender der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen und Mitglied des Bundesvorstandes, sprach dann über das Thema „Ja zum Frieden — Nein zur Unfreiheit" und behandelte insbesondere die politische Situation nach der Unterzeichnung der Ostverträge. Er forderte die Landsleute auf, nicht zu resignieren, sondern weiterhin treu zu ihrer ostpreußischen Heimat zu stehen. Nach dem Singen des Ostpreußenliedes gaben die Kreisvertreter einen kurzen Überblick über die Tätigkeiten der Kreisgemeinschaften im vergangenen Jahr. Besonders hingewiesen wurde auf die im Sommer stattfindende Salzburgfahrt der Kreisgemeinschaft Schloßberg, an der sich auch Ebenrodener Jugendliche beteiligen und das Schloßberger Kinderferienlager, das in diesem Jahr in Bosau durchgeführt wird Kreisvertreter Schiller überreichte den anwesenden Abiturienten Astrid Gabler, Schloßberg, und Petra Konrad, Schirwindt, die Albertusnadel mit den besten Wünschen für die Zukunft. Dem ältesten Besucher des Kreistreffens, dem 86jährigen Lm. Bertolat, Tulpeningken, wurde mit einem Willkommensgruß das Buch „Ihre Spuren verwehen nie" überreicht. Das Deutschlandlied beendete die Feierstunde. Am Nachmittag brachte die Volkstanzgruppe Halle der Bundesspielschar der Gemeinschaft Junges Ostpreußen ein reichhaltiges Programm, insbesondere mit ostdeutschen Tänzen und Liedern, zur Aufführung. Die hervorragenden Darbietungen der von dem Ehepaar Siebert geleiteten Gruppe fanden besondere Anerkennung und viel Beifall. Die Volkstanzgruppe verabschiedete sich mit dem gemeinsam gesungenen Lied „Es dunkelt schon in der Heide, nach Hause laßt uns gehen". In angeregter Unterhaltung blieben die Schloßberger und Ebenroder noch bis zum späten Nachmittag zusammen und hoffen, sich im kommenden Jahr zum Bundestreffen der Ostpreußen in Köln wiederzusehen.

Tilsit-Ragnit

Kreisvertreter: Dr. Hans Reimer, Lübeck. Geschäftsstelle: Gert-Joachim Jürgens, 314 Lüneburg, Schillerstraße 8. Telefon 0 41 31/4 23 16.

Hinweise auf heimatliches Schriftgut — Nachdem unser großes Kreisheimatbuch „Tilsit-Ragnit, Stadt- und Landkreis" seit langem restlos vergriffen ist, möchten wir unsere Landsleute auf zwei weitere Neuerscheinungen aufmerksam machen, die beide im Anschaffungspreis bewußt niedrig gehalten wurden, um jedem Interessenten die Möglichkeit zu geben, diese Schriften zu erwerben. Beide Bücher wurden von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit herausgegeben; es ist das Ergebnis unserer heimatpolitischen Schwerpunktarbeit in den letzten Jahren. — Die von Hans-Georg Tautorat verfaßte, langerwartete Chronik „Ragnit im Wandel der Zeiten" ist nun endgültig fertiggestellt und wurde erstmalig aus Anlaß des 250jährigen Bestehens der Stadt Ragnit gelegentlich des Ragniter Patenschaftstreffens in Preetz unseren Landsleuten zugänglich gemacht (Halbln., geb., Umfang 204 Seiten mit Stadtplan und vielen Abbildungen, 12,50 DM plus Porto). Der unseren ostpreußischen Landsleuten durch seine zahlreichen Veröffentlichungen bekannte Autor, dessen literarische Betätigung auch in Fachkreisen zunehmend Anerkennung findet, hat mit diesem Werk eine Lücke geschlossen. In sachgerechter Form ist hier, wie der Untertitel bekennt, ein „Beitrag zur Geschichte der Stadt an der Memel" vorgelegt worden, der die Zeiträume von der Vorgeschichte bis zur Vertreibung der Bürger im Zweiten Weltkrieg aufhellt. Dem eigentlichen Sachbuch vorangestellt ist das Kapitel „Die unvergessene Stadt", in dem uns Ragnit anläßlich eines Rundganges so anschaulich geschildert wird, daß wir glauben, das alles erst gestern erlebt zu haben. Aus dem unermeßlichen vorzeitlichen Geschehen hat es der Autor verstanden, die Vorgänge hervorzuheben, die auf das menschliche Werden und die Lebensgestaltung der späteren Bewohner nachhaltig eingewirkt haben. Die einmaligen Verdienste des Deutschen Ordens werden insbesondere in der mit wissenschaftlicher Exaktheit dargestellten „Baugeschichte des Ordenshauses Ragnit" gewürdigt. Der Schwedeneinfall in der herzoglichen Zeit, die Entvölkerung durch die Pest und die Gründung der Stadt Ragnit im Jahre 1722 sind weitere Höhepunkte des Buches. Mit Umsicht und einem feinen Gespür für das Wesentliche werden die Schöpfungen von Menschenhand und Menschengeist im kulturellen, wirtschaftlichen und administrativen Bereich vorgestellt. Das Buch ist reich bebildert. Die wohl durchdachte Bildauswahl soll die Werte symbolisieren, die uns Ostpreußen über alles Verstandesmäßige hinaus zur Herzenssache machen. Bemerkenswert, wie hier mit Begabung die bewegte Geschichte der Stadt Ragnit dargestellt wurde. Über alle regionale Sonderheit sind dabei die notwendigen Bezüge zur Landesgeschichte nicht vergessen worden. Das Buch besitzt alle Voraussetzungen, ein wahres Heimatbuch zu sein. Mit seinem eingehenden Personen- und Ortsregister sowie seinem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis ist es zugleich ein Nachschlage- und Studienbuch. Es sollte seinen Platz nicht nur im Bücherschrank des Geschichtsfreundes finden. Vorbestellungen auf die Chronik ebenfalls bei unserer Geschäftsstelle. — Als weitere Neuerscheinung heimatlichen Schrifttums ist der umfassende Dokumentationsbericht „Der Kreis Tilsit-Ragnit" von Landrat a. D. Dr. Brix † als Sonderdruck in begrenzter Auflage zum Preis von 15,— DM einschließlich Porto und Verpackung (100 Seiten, 2 Abbildungen, broschiert). Dieser umfassende Bericht schildert in eindrucksvoller Weise die Verhältnisse unseres Heimatkreises von seiner Entstehung nach dem Ersten Weltkrieg bis zum Kriegsende 1945 aus der Sicht eines preußischen Landrats. — Aus vorhandenen Restbeständen sind noch vorrätig: „Ragnit", ein Rundgang durch die unvergessene Stadt an der Memel" (mit Stadtplan), von Hans-Georg Tautorat, herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit. Stückpreis: 2,— DM plus Versandporto. — „Tilsit — Stadt und Land", Ausstellungsfestschrift der Heimatkreise Tilsit-Stadt, Tilsit-Ragnit und Elchniederung (mit großer Heimatkarte), herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit. Stückpreis: 3,— DM plus Versandporto. — Sämtliche Bücher und Schriften sind durch unsere Geschäftsstelle in 314 Lüneburg, Schillerstraße 8/I r., zu beziehen.

Aus der landsmannschaftlichen Arbeit in . . .

BERLIN

Vorsitzender der Landesgruppe: Werner Guillaume, 1 Berlin 61, Stresemannstraße 90 (Europahaus), Telefon 03 11/2 51 07 11.

29. Juli, Sbd., 16 Uhr, Heimatkreis **Pr.-Eylau:** Kreistreffen im „Haus der ostdeutschen Heimat", Berlin 61, Stresemannstraße 90, Raum 118.

12. August, Sbd., 19 Uhr, Heimatkreise **Pillkallen-Stallupönen:** Kreistreffen im Vereinshaus Heumann, Berlin 65, Nordufer 15 (U-Bahn Amrumer Straße, Busse 16 und 70).

13. August, So., 15 Uhr, Heimatkreise **Goldap-Darkehmen:** Kreistreffen im Gesellschaftshaus Heumann, Berlin 65, Nordufer 15, Busse 16 u. 70, U-Bahn Amrumer Straße.

13. August, So., 9.15 Uhr, Heimatkreis **Insterburg:** Dampferfahrt Anlegestelle Tegel mit MS „Tegel" oder MS „Seehaupt" zum Lokal „Seegarten, Tegelort", Scharfenberger Straße 26. Rückfahrt ca. 18 Uhr. — Das Kreistreffen am 6. August im „Haus der ostdeutschen Heimat" fällt aus.

13. August, So., 9.15 Uhr, Heimatkreise **Tilsit-Stadt, Tilsit-Ragnit, Elchniederung, Stargard-Saatzig:** Dampferfahrt Anlegestelle Tegel mit MS „Tegel" oder MS „Seehaupt" zum Lokal „Seegarten", Tegelort, Scharfenberger Straße 26. Rückfahrt ca. 18 Uhr.

15. August, Di., 18 Uhr, **Frauenkreis i. d. LMO e. V. Berlin:** Zusammenkunft im Haus der ostdeutschen Heimat, Berlin 61, Stresemannstr. 90, Raum 210.

HAMBURG

Vorsitzender der Landesgruppe Hamburg: Eberhard Wiehe, 2 Hamburg 62, Am Ohlmoorgraben 14, Telefon 04 11/5 20 77 67. Geschäftsstelle: 2 Hamburg 13, Parkallee 86, Telefon 04 11/45 25 42. Postscheckkonto Hamburg 96 05.

Bezirksgruppen

Bergedorf und Umgebung — Sonntag, 6. August, Sommerfahrt mit dem Bus nach Cuxhaven und Duhnen. 7.30 Uhr Abfahrt vom ZOB Bergedorf. Fahrpreis für die Busfahrt beträgt 13,— DM. Anmeldungen sofort bei der Geschäftsstelle Buchdruckerei Kerstan, Wentorfer Straße 3, oder bei „Woll-Scharffetter, Alte Holstenstraße 50. Näheres siehe Rundschreiben.

Heimatkreisgruppen

Heiligenbeil — Sonnabend, 22. Juli, 15 Uhr, Heimatkreistreffen in Hamburg in der Rathaus-Gaststätte, Hamburg-Altona, Altonaer Bahnhofstraße 24, in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs Altona (nicht im Feldeck-Restaurant). In Verbindung hiermit findet ein Sondertreffen des Fischerdorfes Rosenberg am Frischen Haff statt. Um zahlreiche Beteiligung wird gebeten.

SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vorsitzender der Landesgruppe Schleswig-Holstein: Günter Petersdorf, 23 Kiel, Professor-Anschütz-Straße 69. Geschäftsstelle: Kiel, Wilhelminenstraße 47/49, Telefon 04 31/4 02 11.

Ratzeburg — Mit 236 Teilnehmern startete die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen in vier Autobussen zu einem Ausflug nach Dänemark. In Heiligenhafen setzte man mit der „Stadt Danzig" über; gegen 12 Uhr war Ankunft im dänischen Hafen Rödby. Nach der Besichtigung des kleinen Ortes traf man sich zu einem Mittagessen in einem Gartenrestaurant in der Nähe des Hafens. Nach einem zweieinhalbstündigen Aufenthalt begann die Einschiffung für die Rückfahrt. Noch nie war bisher eine so hohe Teilnehmerzahl verzeichnet worden.

Schönwalde — Sonntag, 2. August, Ausflug nach Ostholstein über Travemünde und Priwall (mit Besuch der Zonengrenze) zum Ihlsee, Neumünster (Tierpark) und Wardersee bei Nortorf. Teilnehmerpreis 8,— DM. Anmeldungen bitte umgehend bei Walter Giese.

NIEDERSACHSEN

Vorsitzender Friedrich-Wilhelm Raddatz, Niedersachsen-Nord: F.-W. Raddatz, 318 Wolfsburg, Am Stemmelteich 24, Telefon 0 53 61/4 93 45. Niedersachsen-West: Fredi Jost, 457 Quakenbrück, Hasestr. 60, Telefon 0 54 31/35 17. Niedersachsen-Süd: Horst Frischmuth, 3 Hannover 1, Hildesheimer Straße 119. Telefon 05 11/80 40 57.

Gifhorn — Mit über 50 Landsleuten und Gästen unternahm bei bestem Reisewetter die Ortsgruppe ihren Sommerausflug an die Ratzeburger Seen. Erstes Ziel war das Pumpspeicherwerk Geesthacht. Eine Waldwanderung ging der Besichtigung voraus Die Reise führte weiter nach Mölln, wo bei einer Stadtbesichtigung insbesondere der 800 Jahre alte Dom und die Erinnerungsstätte Till Eulenspiegels großes Interesse fanden. Anschließend ging die Fahrt zur Inselstadt Ratzeburg. Die ausgedehnte Schiffsrundfahrt auf den Seen wurde zu einem großen Erlebnis. Zu Beginn der Fahrt erinnerte Vors. O. Freitag an die schönen Ausflugsorte in der Heimat. Während der ganzen Fahrt erklangen Heimatlieder. Späßchen aus der alten und neuen Heimat trugen zur guten Reisestimmung bei. Die Reise fand ihren Ausklang in einer Gaststätte in Sprakensehl.

Westerstede — Der 52. Wiederkehr des Jahrestages der Volksabstimmung in Ost- und Westpreußen gedachte die Gruppe mit einer Feierstunde im Hotel Busch. Nach Begrüßungsworten des 1. Vors. Fritz Faerber sprach Lm. Richard Malzahn. Er gab einen ausführlichen Überblick über die deutsche Geschichte Ost- und Westpreußens und die Volksabstimmung. Er betonte dabei, daß die Deutschen nach dem Abstimmungssieg nie übermütig geworden seien, sondern die Verträge über die Minderheiten gerecht erfüllt hätten. Kein Pole sei unterdrückt oder vertrieben worden. Er gedachte auch der Volksabstimmung in Oberschlesien. Mit dem Lied „Kein schöner Land in dieser Zeit" klang die Stunde aus.

NORDRHEIN-WESTFALEN

Vorsitzender der Landesgruppe Nordrhein-Westfalen: Harry Poley, 41 Duisburg, Duissernstraße 109, Stellvertreter: Erich Grimoni, 493 Detmold, Postfach 296. Geschäftsstelle: 4 Düsseldorf, Duisburger Straße 71 Telefon 02 11/48 26 72.

Bünde — Ein großes Erlebnis war der Ausflug der Gruppe, der zunächst ins Vogelparadies Walsrode

Fortsetzung Seite 15

Angerburger Literaturpreis 1973

Zum 9. Mal seit 1957 ist der vom Landkreis Rotenburg (Wümme) gestiftete Angerburger Literaturpreis ausgeschrieben. Von den acht preisgekrönten Arbeiten konnten bisher drei gedruckt werden. Es handelt sich um die Bände: Frida Busch „Der Reichsgottesritter", Ursula Enseleit „Ungerupft" (Gedichte und Illustrationen) und Gerhard Freundt „Erinnerungen an Angerburgs Gaststätten".

Zu den Bedingungen gehört es, daß es sich um schriftstellerische Arbeiten Angerburger Autoren handelt oder daß von anderen deutschsprachigen Schriftstellern Landschaft, Kultur, menschliche Atmosphäre, Wirtschaft oder Geschichte des Kreises Angerburg künstlerisch behandelt wird. Das kann auch in Form eines Hörspiels erfolgen.

Der Preis wird ab 1973 alle drei Jahre ausgeschrieben und beträgt jeweils 1000,— DM. Es werden alle Interessierten aufgerufen, sich an diesem Wettbewerb zu beteiligen.

Die Einsendungen werden bis spätestens 31. Dezember 1972 an den Landkreis Rotenburg (Wümme) erbeten.

Einer der Fünflinge †

Die kleine Alice, einer der Frankfurter Fünflinge, über die wir in Folge 28 berichteten („Marjellchen plus fünf") ist 26 Tage nach der Geburt einer Atembehinderung erlegen.

KULTURNOTIZEN

Die Schriftstellerin Gertrud Papendick las im Rahmen einer Veranstaltungsreihe der Evangelischen Kurgemeinde Bad Hofgastein (Österreich) aus ihren Werken. Die langjährige Mitarbeiterin des Ostpreußenblattes, deren neues Bändchen „Das war unsere Stadt — Königsberger Erinnerungen" zu einem großen Erfolg wurde, fand lebhaften Widerhall bei ihren Zuhörern.

Fischfangmuseum in Angerburg

Angerburg — Im Schloß von Angerburg soll nach seinem Wiederaufbau ein „Fischfangmuseum" entstehen, meldet „Gazeta Olsztynska". Man wolle hier präparierte Fische und Pflanzen aus den nahen Seen sowie verschiedene Arten von Fischfanggeräten ausstellen. **jon**

Schluß von Seite 14

führte, das Naturfreunde aus allen Ländern anzieht. Nach dem Essen in Soltau folgte dann der Besuch des Ostpreußischen Jagdmuseums in Lüneburg, das allmählich den Charakter eines ostpreußischen Heimatmuseums annimmt und den urdeutschen Charakter Ostpreußens bewahrt. Museumsleiter Loeffke war dabei ein kundiger Führer. Nach der gemeinsamen Kaffeetafel im Lüneburger Parkhotel wurde die Rückkehr angetreten.

HESSEN

Vorsitzender der Landesgruppe: Konrad Opitz, 63 Gießen, An der Liebigshöhe 20, Tel. 06 41 / 3 27 27. — Landesjugendwart: Michael Passarge, 6427 Bad Salzschlirf, Dr.-Martiny-Straße 1.

Landesvorstand tagte — Der Vorstand der Landesgruppe ruft alle Gruppen zu einer Aktivierung der Arbeit auf. Er selbst will im Rahmen seiner Möglichkeiten hierzu beitragen und erwartet diesbezüglich eine verstärkte Inanspruchnahme. Darüber hinaus ist festgelegt, daß im Oktober eine Landeskultur- und eine Frauenarbeitstagung stattfindet. Das legte der Gesamtvorstand am 8. Juli bei einer Sitzung unter Leitung des Landesvors. Konrad Opitz fest. Eingehend wurde die Lage der Landsmannschaft nach der Ratifizierung des Moskauer und Warschauer Vertrages erörtert. Das Verhalten der CDU/CSU-Bundestagsfraktion in dieser für das deutsche Volk so wichtigen Frage wurde aufs schärfste kritisiert. Anerkennung fand jedoch die der Regierung aufgezwungene gemeinsame Erklärung, die die schlimmsten Folgen der Ostverträge verhindert habe. Alle Anwesenden waren sich darüber einig, daß Geist und Sinn der gemeinsamen Entschließung unabdingbare Grundlage der deutschen Politik sein müsse.

BADEN-WÜRTTEMBERG

Vorsitzender der Landesgruppe Baden-Württemberg: Max Voss, 68 Mannheim, Zeppelinstraße 42, Telefon Nr. 06 21/3 17 54.

Gundelfingen — Sonnabend, 16. September, 20 Uhr, Heimatabend (Tag der Heimat) im Gasthaus „Zum Schützen". Der Abend im August fällt aus. — Beim letzten Abend konnte Vors. Ranglack zahlreiche Landsleute begrüßen. Nach der üblichen Bekanntmachung der Geburtstage und der Besprechung interner Angelegenheiten erinnerte er daran, daß die Gruppe bereits im Besitz der Anstecknadeln für das Ostpreußentreffen 1973 sei, und regte zum rechtzeitigen Kauf an. Mit einer angeregten Unterhaltung unter den Anwesenden klang der Abend aus.

Pforzheim — Unter dem Motto „Auf den Spuren des Ostens — im Süden" veranstaltet der Kreisverband seit Jahren seine Ausflüge. Die diesjährige Sommerfahrt führte zur Vogelwarte Radolfzell der Max-Planck-Gesellschaft, die seit 25 Jahren Nachfolgeinstitut der weltberühmten, vor 70 Jahren auf der Kurischen Nehrung gegründeten Vogelwarte Rossitten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ist. Der Nachfolger des in der ornithologischen Fachwelt als „Storchenprofessor" bekannten Johannes Thienemann ist der jetzt im Ruhestand lebende, frühere Radolfzeller Vogelwartenleiter Dr. Rudolf Kuhk, Schloß Möggingen. Er empfing die Reisegesellschaft unter dem Storchennest des Schloßturms und berichtete über die Vogelwartarbeit einst in Rossitten und heute am Bodensee. Nach einer gemeinsamen Mittags- und Kaffeestunde in Konstanz begleitete der bekannte Ornithologe die fast sechzig Teilnehmer zum Wollmatinger Ried. Hier übernahm Naturschutzwart Teichmann die Führung zu einer Wanderung durch das ausgedehnte Naturschutzgebiet. Die interessanten, fachkundigen Ausführungen von Dr. Kuhk und die Exkursion ins Ried vergegenwärtigten die Dringlichkeit gezielten Umwelt- und Naturschutzes. Abschließend ging die Fahrt über die Schweizer Grenze zum Rheinfall von Schaffhausen; zurück ging die Fahrt nach einem erlebnisreichen Wochenende über Donaueschingen durch den Schwarzwald, über die Brücken von Rhein, Donau und Neckar, über Goldstadt am Enz, Würm und Nagold. Die Fahrt im nächsten Jahr soll zum Gestüt Marbach gehen, wo es eine Wiederbegegnung mit den berühmten ostpreußischen Trakehnern geben wird.

Dringliche soziale Probleme

Deklassierung eines Volksteils muß überwunden werden

Die soziale Eingliederung der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge hat dank der Gemeinschaftsleistung aller Bürger der Bundesrepublik Deutschland, vor allem jedoch der Betroffenen selbst, eine gute Entwicklung genommen. Dahingegen ist die gesellschaftliche Eingliederung eines großen Teils der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge noch nicht zufriedenstellend geregelt. Ehemals Selbständige mußten vielfach infolge des Verlustes ihrer Existenz eine unselbständige Beschäftigung aufnehmen. Eigentümer von Haus- und Grundbesitz wurden Mieter. Viele Arbeitnehmer mußten und müssen sich mit minderen beruflichen und damit gesellschaftlichen Positionen zufriedengeben.

Im Anschluß an eine Sozialtagung in Münster traf der Bund der Vertriebenen folgende Feststellung zu aktuellen Problemen der Gesellschaftspolitik:

Die gesellschaftliche Eingliederung der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge kann nur vorangetrieben werden, wenn alle geistigen und wirtschaftlichen Kräfte unseres Volkes gemeinsam die durch Flucht und Vertreibung ausgelöste gesellschaftliche Deklassierung eines Volksteiles zu überwinden versuchen. Die Vertreibung aus der Heimat darf nicht nur als Sache der Betroffenen, sondern muß als schmerzliches Opfer des gesamten Volkes empfunden werden.

Auf sozialem Gebiet sind noch nicht alle Härten beseitigt. Nach Vorstellung des Bundes der Vertriebenen geht es vordringlich um die Lösung folgender Probleme:

- Das Problem der Kleinrenten bedarf einer vordringlichen und sozial gerechten Lösung.
- Bei der Öffnung der Versicherung für Selbständige und Hausfrauen ist eine für alle Teile tragbare und gerechte Regelung zu schaffen.
- Die Absicht, eine flexible Altersgrenze in der Rentenversicherung einzuführen, wird begrüßt.
- Die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge müssen bezüglich der Rentenzahlung bei ständigem Aufenthalt im Ausland den einheimischen Versicherten gleichgestellt werden.
- Die Vertretungsbefugnis für die Bevollmächtigten der Vertriebenen- und Flüchtlingsverbände vor den Sozialgerichten ist gesetzlich zu regeln.
- Die Bundesregierung wird aufgefordert, sich dafür einzusetzen, daß die Aussiedlung derer, die sie auf Grund ihrer deutschen Staatsangehörigkeit oder deutschen Volkszugehörigkeit wünschen, zügig abgewickelt wird.
- Die Maßnahmen zur schulischen, beruflichen und gesellschaftlichen Eingliederung der Aussiedler sind verstärkt fortzuführen. Von besonderer Bedeutung sind hierbei:

  Die Intensivierung der Beratung über bestehende Möglichkeiten der schulischen und beruflichen Eingliederung.

  Die sprachliche Förderung der jungen Aussiedler, vornehmlich der noch in der Schul- und Berufsausbildung befindlichen Jugendlichen.

  Die großzügige Handhabung der Bestimmung über die formale Anerkennung von Zeugnissen und Befähigungsnachweisen.

  Die Freistellung von Kostenbelastungen aus der Übersetzung notwendiger Dokumente.

  Die Gewährung einer angemessenen Einrichtungshilfe oder von entsprechenden Darlehen bei erstmaligem Beziehen einer Wohnung.

- Bei Untersuchungen über die Lebenssituation alter Mitbürger und bei der Aufstellung eines Altenplanes ist den Problemen der alten Menschen aus dem Kreis der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge besonderes Augenmerk zu widmen. Dies gilt insbesondere für jene, die infolge ihres Schicksals aus dem Familienverband gerissen worden sind.
- Es ist dringend notwendig, daß alsbald ein umfassender Bericht über die soziale, gesellschaftliche und wirtschaftliche Lage der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge unter besonderer Berücksichtigung der Frauen vorgelegt wird. Bei statistischen Erhebungen sind auch Angaben, die Heimatvertriebene und Flüchtlinge betreffen, zu ermitteln.

Der Weg zu Europa

Alle reden von Europa. Auch wir. Wer aber von einer europäischen Zukunft sprechen will, muß mehr darüber wissen, als die Zeitungen berichten. Und das Gefühl allein ist ein mangelhafter Ratgeber, wichtig ist das exakte Wissen um die vielschichtigen Zusammenhänge. Gerade wir, die über diesem Zukunftsbilde die Rolle Deutschlands in seiner Gesamtheit nicht übersehen wollen und dürfen, brauchen Kenntnisse in besonderem Maße. Ein Europa ohne Gesamtdeutschland bleibt Flickwerk.

Das

66. staatspolitische gesamtdeutsche Seminar

das in der Zeit vom

14.—19. August

im Ostheim, Bad Pyrmont, stattfindet, steht unter dem Generalthema:

Gesamtdeutschland und Europas Zukunft

Über alle wichtigen Probleme in diesem Zusammenhang werden Experten sprechen und mit den Teilnehmern des Seminars diskutieren. Im Mittelpunkt werden dabei folgende Themen stehen: Ist Deutschland Europas Mitte oder Grenzland? — Wie ist der gegenwärtige Stand der europäischen Einigung? — Ist die deutsche Teilung eine Gefahr für Europa? — Die Wirtschaftsblöcke EWG und Comecon. — Probleme der Konferenz für die Sicherheit Europas.

Anmeldungen zu diesem Seminar: Landsmannschaft Ostpreußen, z. H. Friedrich Ehrhardt, 2 Hamburg 13, Parkallee 86.

Otto Leitner

Erniedrigt und erhöht

Hätten wir unter den feindlichen Heeren nicht Brüder in Christo gefunden, dann wäre unsere Lage in den Jahren, da Königsberg in Kaliningrad verwandelt wurde, noch schwerer geworden. Aber die fremden Brüder waren da, fremd zwar in Sprache und Gehabe, und doch Brüder. Bei der gefürchteten NKWD war ein Oberleutnant, dem wurde in seiner Königsberger Dienstzeit ein Töchterchen geboren. Er und seine Frau waren Christen russisch-orthodoxer Prägung. Nun wußte natürlich die NKWD, daß da evangelische Pfarrer bei ihren in den Trümmern hausenden, halbverhungerten Gemeinden waren. Mir war von der Besatzungsmacht der Rayon I zugeteilt worden, die verwüstete Innenstadt Königsbergs. Bruder Hugo Linck, unser „Bischof", residierte im Vorort Liep in dem noch erhaltenen Gemeindehaus. Die Brüder Müller und Beckmann und Vikarin Frau Sendner in Ponarth. Die zuletzt genannten Brüder kehrten von einer Bibelstunde auf dem Nassen Garten nicht mehr zurück, sie fanden auf dem Weg ein schreckliches Ende. Fräulein von Grot und Fräulein Neumann hausten in einem Keller auf den Hufen und nahmen sich in rührender Weise noch versprengter Kinder an.

Aber ich will von den fremden Brüdern erzählen. Eines Tages klopfte es an die Tür in meinem Quartier; ich teilte die Stube mit meinem lieben Mehlfeld, der am Heiligen Abend 1946 auf der Straße erschossen wurde. Vor mir stand ein Oberleutnant der NKWD, sah mich aber freundlich an, nestelte seinen Uniformrock auf und zeigte mir sein Taufkreuz. Ich wußte Bescheid. Mit gestammelter deutscher Sprache teilte er mit, daß am Sonntag seine kleine Nadja getauft werden sollte, ich sollte die Taufe vollziehen und also mein „Handwerkszeug" mitbringen. Einer unserer deutschen Arbeiter schnitt mir aus Messingblech ein Taufkreuzchen, wie er auch für mich aus starkem Messing ein Amtskreuz geschnitten hatte, das wir dann alle als Zeichen unseres Dienstes trugen. Ich komme dann in die Quartiere der NKWD, finde auch die Wohnung der Taufeltern. Keine Propagandatafeln an den Wänden, keine Bilder der roten Größen. Aber im Winkel, rührend von alten Gardinen umgeben, eine Ikone.

Die Feier beginnt, ich kann sie nur in deutscher Sprache halten, nenne aber mehr als es erlaubt ist, den Namen dessen, der über alle Namen ist. Und siehe, auch hier beugen sich ihm die Knie: die Frauen machen einen tiefen Knicks, die Taufzeugen, Offiziere, schlagen ihre Sporen zusammen und verbeugen sich. Und dieser helle, silberne Klang der Sporen war mir ein schönes Taufgeläut. Dann wird die Nadja also ein Christenkind, ich lege ihr das Kreuzchen um, Eltern und Paten strahlen. Danach gibt es ein Festessen, Kascha, Eier, Fleisch und Wodka, das liebe Wässerchen, das uns in jenen Jahren vor mancher Infektionskrankheit bewahrt hat. Mit ein paar Rubeln werde ich noch beschenkt und freundlich entlassen.

Nach einigen Wochen treffe ich den Taufvater auf der Straße. Mein Oberleutnant ist aber verwandelt. Er ist wieder einfacher Soldat geworden. „Nanu, Herr Oberleutnant, wo sind Sporen und Schulterstücke?" Darauf er mit einem feinen Lächeln:

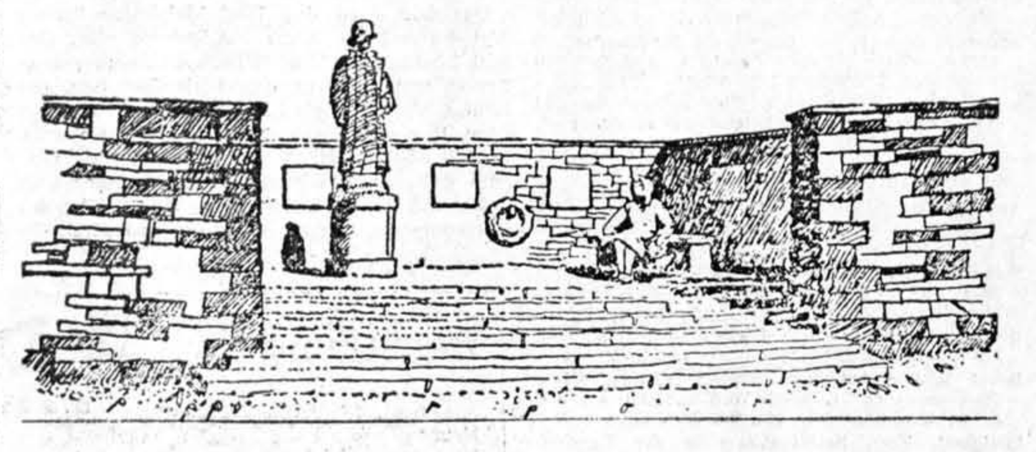
„Die (damit waren seine Leute gemeint) haben erfahren, daß meine Nadja christlich getauft. Darauf ich degradiert. Schadet nichts. Nitschewo. Herr Christus für uns gelitten, ich für ihn leiden — alles in Ordnung. Otschin karascho."

Auch hier wird sichtbar, wie der Herr mächtiger ist denn alle Mächte. Gar heimlich führt er seine Gewalt. Und unter dieser Führung leuchten Schönheiten auf, groß und ernst und unvergänglich.

*

Otto Leitner: „Erlesenes und Erlebtes" (DM 5,—, zu beziehen beim Verfasser, 858 Bayreuth, Innstraße 17).

Ehrung der ostpreußischen Gefallenen



Zum 20. Male findet am 3. September im Göttinger Rosengarten vor dem Standbild des unbekannten Soldaten das Gedenken für unsere Gefallenen und Toten statt. Es werden Stunden tiefer Dankbarkeit sein. Als äußeres Zeichen dieser Dankbarkeit werden die Tafeln der ostpreußischen und niedersächsischen Divisionen, die in dem Geviert aus rotem Sandstein angebracht sind, mit Blumen geschmückt. Zahlreiche Kranzspenden unserer ostpreußischen Vereinigungen werden zudem den Innenraum füllen.

Die eindrucksvollste Ausschmückung aber werden unsere ostpreußischen Landsleute aus allen Teilen der Bundesrepublik selbst vornehmen, indem sie durch die Gruppe Göttingen Tausende von Blumensträußen niederlegen lassen. Jeder dieser Sträuße wird eine weiße Schleife mit dem Namen eines Toten tragen. (So werden wiederum große Blumenfelder vor dem Ehrenmal ausgebreitet sein.)

An der ostpreußischen Totenehrung beteiligt sich wie alljährlich die Garnison Göttingen mit der Bereitstellung eines Ehrenzuges und einem Doppelposten am Denkmal. Monsignore Ziegler und Pfarrer Marienfeld halten die Feldpredigten und der Historiker Herbert Marzian vollzieht die Totenehrung.

An der Kranzniederlegung beteiligen sich auch wieder französische und belgische Gäste, die im Zweiten Weltkrieg in Ostpreußen als Kriegsgefangene im Arbeitseinsatz standen. Traditionsverbände aus allen Teilen der Bundesrepublik entsenden ihre Abordnungen zur Kranzniederlegung.

Jede ostpreußische Familie kann ab sofort für ihre toten Verwandten, Freunde oder Nachbarn bei der Gruppe Göttingen Blumensträuße mit weißen Schleifen bestellen. Die Bänder werden von freiwilligen Helfern mit den aufgegebenen Namen beschriftet. (Jeder Strauß mit handgeschriebener Schleife kostet 2,50 DM.)

Der Beitrag ist zusammen mit der zu vermerkenden Bestellung auf einer Zahlkarte an die Landsmannschaft Ostpreußen, Göttingen — Stadt und Land e. V., 34 Göttingen, Reinhäuser Landstraße 150, Konto Nr. 878 18, Postscheckamt Hannover, zu überweisen.

Wir gratulieren...

zum 97. Geburtstag

Hill, Elise, geb. Kuhnke, aus Tilsit, jetzt 34 Göttingen, Reinhäuser Landstraße 66, am 22. Juli

zum 93. Geburtstag

Kundler, Anna, aus Kuwertshof und Ruß, Kr. Heydekrug, jetzt 23 Kiel 1, Bornholmer Weg 9, am 23. Juli

Stolzke, Rosine, aus Ostseebad Georgenwalde, Kreis Samland, jetzt 2082 Uetersen, Meßtorffstraße 44, am 26. Juli

zum 92. Geburtstag

Neumann, Conrad, aus Allenstein, jetzt 31 Celle, Bilderbeckstraße 67, am 24. Juli

zum 91. Geburtstag

Hundrieser, Paul, Landrat a. D., aus Heilsberg, jetzt 3261 Todenmann, Preußenalm, am 26. Juli

Joswig, Anna, aus Borschimmen, Kreis Lyck, jetzt 3352 Einbeck, Kreil 7, am 24. Juli

zum 90. Geburtstag

Bilinski, Maria, aus Langenau/Westpreußen, jetzt bei ihrer Tochter Frieda Wölke, 2223 Epenwöhrden, am 18. Juli

Engel, Adolf, aus Laukitten, Kreis Heiligenbeil, jetzt 4451 Klausheide, Heckenweg 5, am 20. Juli

Kommer, Wilhelmine, geb. Wierzoch, aus Angerburg, jetzt 1 Berlin 37, Lindenthaler Allee 5, Altenheim, am 24. Juli

Lettau, Hedwig, geb. Balzuweit, aus Königsberg, Schrötterstraße 84, jetzt 2091 Ramelsloh, bei Frau Hildegard Winckler, am 28. Juli

Pelz, Hermann, aus Liebstadt, Kreis Mohrungen, j. 24 Lübeck, Masurenstraße 72, am 28. Juli

Schwesig, Gustav, Schmiedemeister, aus Ilgenhöh, Kreis Osterode, jetzt zu erreichen über Walter Schwesig, 633 Wetzlar, Am Entenspiel 10, am 23. Juli

zum 89. Geburtstag

Goede, Gertrud, geb. Klebb, aus Pr.-Eylau, Landsberger Straße 20, jetzt 244 Oldenburg, Weidenkamp 2, am 27. Juli

Joswig, Marie, aus Seenwalde, Kreis Ortelsburg, j. 435 Recklinghausen, Emscher Straße 11, am 23. Juli

zum 88. Geburtstag

Ketelbeter, Hedwig, aus Pillau I, Am Markt 7, jetzt 2211 Beidenfleth, Fischerstraße 10, am 24. Juli

Krupinski, Marie, aus Waldwerder, Kreis Lyck, jetzt 4472 Haren, Lange Straße 19, am 26. Juli

zum 87. Geburtstag

Brandt, Bertha, geb. Wald, aus Königsberg, Alter Graben 29, und Schönbruch, jetzt 47 Hamm, Schillerstraße 38, am 23. Juli

Karrasch, August, aus Lyck, jetzt 1 Berlin 15, Sächsische Straße 8, am 23. Juli

Lask, August, aus Seefrieden, Kreis Lyck, jetzt 326 Rinteln, Rottoferweg 5, am 27. Juli

Sareyka, Richard, aus Großgarten, Kreis Angerburg, jetzt in Mitteldeutschland, zu erreichen über Egon Machmüller, 213 Rotenburg, Moorkamp 15, am 28. Juli

Sonnenstuhl, Otto, Postbetriebswart i. R., aus Balga, Kreis Heiligenbeil, und Königsberg, Lehndorffstr. 2, jetzt 3167 Burgdorf, Im Kreitwinkel 11, am 24. Juli

zum 86. Geburtstag

Kleinschmidt, Anna, geb. Gniffke, aus Wiese, Kreis Mohrungen, jetzt 3321 Salzgitter-Flachstöckheim, Alte Landstraße 34, am 27. Juli

Pawellek, Adolf, aus Samplatten, Kreis Ortelsburg, jetzt 3429 Nesselröden, Rosenweg 5, am 27. Juli

Rieger, Minna, geb. Steuerberg, aus Benkheim, Kr. Angerburg, j. 2203 Horst, Altersheim, am 23. Juli

Wedler, Anna, aus Angerburg, jetzt 445 Lingen, Josef-Terstige-Straße 23, am 25. Juli

zum 85. Geburtstag

Kahl, Liesbeth, aus Königsberg, jetzt 294 Wilhelmshaven, Flutstraße 187, am 23. Juli

Kornatzki, Wilhelmine, aus Prostken, Kreis Lyck, j. 294 Wilhelmshaven, Halligenweg 2, am 27. Juli

Milewski, Wilhelmine, geb. Kruck, aus Altwalde, Kreis Wehlau, jetzt bei ihrer Tochter Charlotte Dudda, 74 Tübingen, Amselweg 82, am 27. Juli

Naujoks, Helene, verw. Westphal, aus Insterburg, Göringstr. 77, jetzt bei ihrer Tochter Anna Bräuning, 232 Plön, Seestraße 16, am 27. Juli

Neuberg-Nowoczin, Marie, geb. Golembek, aus Warpuhnen, Kreis Sensburg und Sensburg, E-Straße 9, jetzt 2058 Lauenburg, Am Kamp 1, am 23. Juli

Pockrandt, Käte, geb. Woyke, aus Rosenberg/Westpreußen, jetzt 493 Detmold 17, Akazienstraße 18, am 25. Juli

Radszuweit, Anna, geb. Tumuscheit, aus Tilsit und Gumbinnen, jetzt 875 Aschaffenburg, Frohsinnstraße 17, am 25. Juli

Spanka, Fritz, Landwirt und Bürgermeister, aus Zollernhöhe, Kreis Sensburg, jetzt 4045 Kleinenbroich, Eichendorffstraße 27, am 23. Juli

zum 84. Geburtstag

Bolz, Auguste, geb. Wiese, aus Schwertfelde, Kreis Insterburg, jetzt 2057 Schwarzenbek, Frankfurter Straße 19, am 12. Juli

Buchholz, Walter, letzter Postvorsteher in Ludwigsort, Kreis Heiligenbeil, jetzt 875 Aschaffenburg, Bayernstraße 25, am 29. Juli

von Lojewski ,Rudolf, aus Lyck, jetzt 402 Mettmann, Nordstraße 81, am 15. Juli

Naujock, Fritz, aus Wehlau, Lindendorfstraße 2, jetzt 24 Lübeck, Beim Drögenvorwerk 20, am 27. Juli

Quednau, August, aus Lyck, jetzt 31 Celle, Hattendorfer Straße 41, am 23. Juli

zum 83. Geburtstag

Austellat, Franz, aus Waschingen, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt 225 Husum, Am Lagedeich 16, am 28. Juli

Graap, Anna, aus Neuhausen, Kreis Samland, jetzt 24 Lübeck-Moisling, Am Dorfteich 17, am 23. Juli

Henseleit, Henriette, aus Zielhausen, Kreis Lyck, j. 241 Mölln, Hauptstraße 4, am 23. Juli

Pagalies, Marta, aus Herdenau, Kreis Elchniederung, jetzt 28 Bremen 1, Thedinghauser Straße 104, am 29. Juli

zum 82. Geburtstag

Gritzkat, Gustav, aus Gumbinnen und Allenstein, jetzt 2 Hamburg 71, Marienwerder Straße 31c, am 22. Juli

Krömke, Richard, aus Königsberg, jetzt 483 Gütersloh-Jenaer Straße 1, am 29. Juli

Seidenberg, Fritz, aus Schirrau, Kreis Wehlau, jetzt 483 Gütersloh, Asternweg 3, am 27. Juli

Wiese, Elisabeth, aus Hermanhagen, Kreis Bartenstein, jetzt 2427 Malente-Gremsmühlen, Markstraße 14, am 24. Juli

zum 81. Geburtstag

Dannewitz, Auguste, geb. Kniffka, aus Altstadt, Kr. Osterode, jetzt bei ihrem Sohn Willy, 244 Oldenburg-Dannau, Siedlung 2, am 24. Juli

Hollstein, Albert, Schmiedemeister, aus Gundau, Kreis Wehlau, und Karpaunen, Kreis Angerapp, jetzt 722 Dauchingen, am 23. Juli

Kawohl, Bertha, aus Memel, jetzt 238 Schleswig, Finkenweg 5, am 27. Juli

Remse, Johanna, aus Waltersdorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt 2421 Marlkwitz, am 28. Juli

Wolk, Johanna, geb. Hackpusch, aus Pillau I, Hindenburgstraße 4, jetzt 294 Wilhelmshaven, Ölhafendamm-Birkenhof 6, am 25. Juli

zum 80. Geburtstag

Blum, Johannes, aus Domäne Ribben, Kreis Sensburg, jetzt 415 Krefeld-Fischeln, Hanningsweg 98, am 17. Juli

Borchert, Johann, aus Mallwischken, Ragnit und Heydekrug, jetzt 3011 Letter, Ebertstraße 9, am 8. Juli

Buddrus, Robert, Bauer, Bürgermeister und Amtsvorsteher aus Trakeningken/Ernsttal, Kr. Angerapp, jetzt 241 Mölln, Berliner Straße 152, am 23. Juli

Hoefer, Auguste, geb. Bukowski, aus Gehlenburg, Kreis Johannisburg, jetzt 2081 Alveslohe, Pommernstraße, am 22. Juli

Maleyka, Ernst, aus Steinwalde, Kreis Angerburg, jetzt 213 Rotenburg, Imkersfeld 48, am 29. Juli

Mertins, Egeria, aus Ostpreußen, j. bei ihrer Tochter Edith in Mitteldeutschland, zu erreichen über E. Schaedler, 673 Neustadt, v.-d.-Tann-Str. 10—12, am 18. Juli

Neff, Auguste, geb. Burneleit, aus Elken, Kr. Darkehmen, jetzt 2111 Holm Nr. 30, am 22. Juli

Neumann, Fritz, Uhrmachermeister, aus Groß-Lindenau, Kreis Samland, jetzt 7291 Glatten, am 21. Juli

Penczeck, Erna, aus Ostpreußen, jetzt 563 Remscheid, Westhauser Straße 54, am 3. Juli

Pillosas, Heinrich, aus Memel, Nordring 6, j. 24 Lübeck, Dornierstraße 42, am 26. Juli

Reimann, August, aus Rädtkeim, Kreis Gerdauen, jetzt 2081 Bönningstedt, Hohenloher Ring 18, am 24. Juli

Rutkowski, Emma, geb. Kulinna, aus Großgarten, Kreis Angerburg, jetzt 24 Lübeck, Beckergrube 76, am 26. Juli

Sagorski, Gertrud, aus Lyck, jetzt 8642 Ludwigstadt, Lauensteiner Straße 39, am 27. Juli

Scheffler, Fritz, Zeitungsverleger, aus Pr.-Eylau, j. 238 Schleswig, Stadtweg 21, am 29. Juli

Völkner, Karl, Bäckermeister, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt 3511 Wiershausen, Hinter den Höfen 4, am 24. Juli

Vorwald, Helene, aus Königsberg, jetzt 32 Hildesheim, Annenstraße 21, am 25. Juli

Zacharias, Luise, aus Seestadt Pillau, jetzt 1 Berlin 13, Heilmannring 14, am 28. Juli

zum 75. Geburtstag

Bernsau, Martha, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt 532 Bad Godesberg, Huppenbergstraße 8, am 23. Juli

Neumann, Fritz, aus Ostwalde, Kreis Tilsit, jetzt 511 Alsdorf, Schleibach 34, am 26. Juli

Plorin, Emma, geb. Kentrat, aus Königsberg, Aweider Allee 11, jetzt 7798 Pfullendorf, Ochsensteige 11, am 20. Juli

Reck, Gertrud, geb. Haszio, aus Arlen, Kreis Lötzen, jetzt 8804 Dinkelsbühl, Karl-Ries-Straße 13, am 23. Juli

Riesop, Fritz, aus Danzig-Langfuhr, jetzt 35 Kassel, Murhardstraße 31, am 29. Juli

Sachs, Anna, geb. Schiepanski, aus Redden, Kreis Bartenstein, jetzt 4773 Körbecke, Kantstraße 11, am 26. Juli

Schermuksnies, Fritz, Landwirt, aus Sprindort, Kreis Gumbinnen, j. 7101 Flein, Bildstr. 87, am 23. Juli

Schluep, Elisabeth, geb. Farner, aus Drugehnen-Galtgarben, Molkerei, Kreis Samland, jetzt CH-8570 Weinfelden, Marktplatz 1, Schweiz

Schülke, Ilse, aus Pillau I, Hindenburgstraße, und Lyck, Bismarckstraße 32, jetzt 205 Hamburg 80, Mantiusstraße 18, am 25. Juli

zum 70. Geburtstag

Andres, Richard, aus Pillau I, Horst-Wessel-Allee 20, jetzt 575 Menden, Freiherr-von-Stein-Straße 15, am 26. Juli

Berneik, Lotte, aus Pillau II, Große Friedrichsburger Straße, jetzt 237 Rendsburg, Prinzessinstraße 7, am 24. Juli

Dietrich, Otto, aus Pillau I, Russendamm 25, jetzt 206 Bad Oldesloe, Berliner Ring 14, am 24. Juli

Donat, Walter, Abteilungspfleger i. R., aus Tapiau, Schleusenstraße 21, Kreis Wehlau, jetzt 328 Bad Pyrmont, Gartenstraße 43a, am 23. Juli

Ennigkeit, Kurt, Reisevertreter in der Baustoffbranche, aus Königsberg, Rippenstraße 19, jetzt 355 Marburg, Ockershäuser Allee 5, am 20. Juli

Göbel, Ludwig, Kraftfahrer, aus Schülzen, Kr. Rastenburg, Rosengarten und Königsberg, Siemens-Schuckert-Haus, jetzt 469 Herne, Westring 34, am 26. Juli

Heidenreich, Alfred, Verlagsbuchhändler und Geschäftsführer der Pädagogischen Verlagsgemeinschaft Ostpreußen, aus Königsberg, Lilienweg 7, jetzt 3 Hannover, Geibelstraße 4, am 28. Juli

Jelonnek, Gottlieb, aus Reuß, Kreis Treuburg, jetzt 433 Mülheim (Ruhr), Kurfürstenstraße 29, am 7. Juli

Kadgien, Charlotte, aus Pillau II, jetzt 208 Pinneberg, Theodor-Haubach-Straße 23, am 25. Juli

Krebs, Erich, Landwirt, aus Uschballen, Kreis Darkehmen, jetzt 244 Lübbersdorf, am 29. Juli

Krüger, Olga, aus Ortelsburg, jetzt 3547 Rhoden-Waldeck, Altersheim, am 27. Juli

Schöffel, Ottilie, geb. Wlotzka, aus Königsberg, Hagenstraße 60, jetzt 882 Gunzenhausen, Lerchenstr. 7, am 26. Juli

Walter, Johann, Direktor der Landwirtschaftsschule Neidenburg, jetzt 2057 Reinbek, Auf dem großen Ruhm 1, am 21. Juli

zur Goldenen Hochzeit

Briem, Gerhard, Oberförster, und Frau Frieda, geb. Sprenger, aus Revierförsterei Carben, jetzt 4792 Bad Lippspringe, Savignystraße 2a, am 27. Juli

Gritzkat, Gustav und Frau Anna, geb. Dalisda, aus Gumbinnen und Allenstein, jetzt 2 Hamburg 71 Marienwerder Straße 31c, am 28. Juli

Heinrich, Otto und Frau Ida, geb. Fiedler, aus Buchwalde, Kreis Pr.-Holland, j. 3206 Wohlenhausen Nr. 11, am 6. Juli

Meyer, Rudolf, Dipl.-Ing., und Frau Anna, geb. Arendt, aus Königsberg, Stägemannstraße 93, jetzt 207 Ahrensburg, Vogelsang 25a, am 29. Juli

zum Abitur

Kannappel, Rainer (Arnold Kannappel und Frau Else, geb. Maetzing, aus Liebwalde, Kreis Mohrungen, Pelkeninken, Kreis Wehlau, Grünhagen und Allenstein, jetzt 72 Tuttlingen, Lenaustraße 6), am Gymnasium in Tuttlingen

Mattern, Anita (Hans Mattern und Frau Anneliese, aus Elbing-Kurau, Forsthaus und Hartigswalde, Kreis Neidenburg, jetzt 7535 Königsbach), am Hilda-Gymnasium in Pforzheim

zum Examen

Sommer, Gundula (Waltraud Sommer, geb. Radtke, Richterin, aus Tilsit, Oberst-Hoffmann-Straße 1, jetzt 1 Berlin 19, Reichsstraße 88), hat in Stuttgart das juristische Assessorexamen mit Prädikat bestanden

Zabka, Werner (Ernst Zabka und Frau, aus Allenstein, Horst-Wessel-Straße 13, jetzt 34 Göttingen, Geismarlandstraße 100), hat an der Technischen Hochschule Aachen zum Dr.-Ing. mit der Note „1" promoviert

Rundfunk und Fernsehen

HÖRFUNK

Sonntag, 23. Juli 1972

9.00 Uhr, SR: Juden in der Sowjet-Union. Von Alfred Joachim Fischer.

11.00 Uhr, RB I: Zwischenbilanz — ein Jahr danach. Zur Lage der Spätumsiedler aus Polen. 2. Besuche bei Familien auf dem Lande.

13.10 Uhr, SDR I: Warschau — einst und jetzt. Ein Bericht über Polens Hauptstadt von Hans-Ulrich Engel.

17.45 Uhr, WDR II: Die Volksliederrunde. „An des Haffes anderem Strand". Lieder aus Ostpreußen und Pommern.

17.45 Uhr, DLF: Politische Bücher. Besprochen von Werner von Lojewski.

Montag, 24. Juli 1972

17.30 Uhr, DLF: Radio-Kolleg: Gewalt oder Reform? Der sozialistische Anlauf.

19.45 Uhr, RB II: Das politische Buch.

21.15 Uhr, DLF: Blick nach drüben. Aus mitteldeutschen Zeitschriften. Zitiert und kommentiert von Karl Wilhelm Fricke.

22.05 Uhr, BR II: Gesellschaftskrise durch Inflation? Eine Analyse der Strukturwirkungen des Inflationsprozesses. Von Knut Borchardt.

22.15 Uhr, WDR I/NDR I: Wettkampf der Systeme. Beiträge zur Auseinandersetzung zwischen Ost und West.

Dienstag, 25. Juli 1972

19.30 Uhr, RB II: DDR — kulturell. Knut Boeser berichtet über aktuelle Ereignisse im Juli 72.

20.30 Uhr, HR II: „Ich sehe schwarz in Deutschlands Zukunft". Bismarck — Eine Revision. Von Michael Stürmer.

21.30 Uhr, HR I: Ost-West-Forum. Politik — Wirtschaft — Ideologie.

Mittwoch, 26. Juli 1972

17.45 Uhr, BR II: Zwischen Elbe und Oder.

19.35 Uhr, NDR II: Die neue Heimat der Trakehner. Annegret Ströh auf Gut Rantzau in Holstein.

Donnerstag, 27. Juli 1972

21.15 Uhr, RB II: Konrad Franke: Sichtbar wird der neue Mensch. DDR-Bürger in der DDR-Literatur — dreiteilige Sendefolge. III. Der neue Mensch — privat.

Freitag, 28. Juli 1972

16.15 Uhr, RB II: Lilo Weinsheimer: Für alle Menschen.

23.05 Uhr, WDR I/NDR I: Moderne Kammermusik aus der DDR und der Sowjetunion.

Sonnabend, 29. Juli 1972

13.45 Uhr, NDR I/WDR I: Alte und neue Heimat.

15.30 Uhr, BR II: Der Weltgeist aus Königsberg. E. T. A. Hoffmann und seine Zeit.

19.30 Uhr, DLF: Die Woche in Deutschland. Am Mikrofon: Bonn und Berlin.

20.00 Uhr, RB II: In de Möhl. Ein ernstes Spiel von Alma Rogge.

FERNSEHEN

Sonntag, 23. Juli 1972

19.15 Uhr, ARD: Politik als Konsumgut. Sprache der Boulevard-Presse.

Dienstag, 25. Juli 1972

17.35 Uhr, ZDF: Mosaik. Für die ältere Generation. — „Das Leiden vieler Frauen: offene Beine." — „Die Erben und der Nachlaß" (Teil I). — „Schwerkriegsbeschädigter züchtet Blumen." — „Alt und Jung tanzen zusammen."

Kennen Sie die Heimat wirklich?

Die richtige Antwort auf unsere Bildfrage N 80

Etliche richtige Antworten wurden uns auf die Bildfrage N 80 in Folge 26 vom 24. Juni zugeschickt: Das Foto zeigte das Dorf Malshöfen im Kreis Neidenburg. Am besten aber gefiel uns die Erläuterung von Frau Frieda Hinz, 465 Gelsenkirchen, Bickernstraße 66, die dafür das Honorar von 20,— DM erhält. Frau Hinz schreibt:

Das Bild stellt das Dorf Malshöfen (früher Malschöwen) im Kreis Neidenburg dar. Das Bild könnte ungefähr 1925/30 entstanden sein. Zuerst mal zeigt es den Malshöfer See, die Kähne, die hängenden Netze, alles ist mir vertraut. Das erste Haus von rechts ist die Schule. In den anderen Häusern mit den weißen Giebeln wohnten die Familie Mruck, Tischler Karrasch und der Bauer Neugart. Dann links der Holzschuppen, in dem die Netze und sämtliche Geräte aufbewahrt wurden. Der Garten, in dem die Wäsche hängt, war unsere Bleiche. Bemerken wollte ich noch, längs des Sees wurde die Ecke, wo acht Häuser standen, Roßgarten genannt. Mein Mann hat auf dem See gefischt, die nassen Netze aufgehängt, die trockenen wieder abgenommen. Dann fuhren die Männer zur Nacht auf Fischfang. Die Fischerei hatte der Pächter Jelonek zusammen mit seinem Schwiegersohn Max Steckel. Vorn im See war auch eine schöne Badestelle. Hinter dem Schuppen mündete ein Flüßchen in den See. Ich weiß von den Lehrern Reiss, Hallmann und Scheffler. In der Schule war ich selbst als Hausmädchen drei Jahre tätig. Als ich das Bild gesehen hatte, wurde es mir ganz weh ums Herz, denn ich habe dort 50 Meter vom See entfernt 35 Jahre mit meinem Mann gewohnt, der 1954 dort gestorben ist.



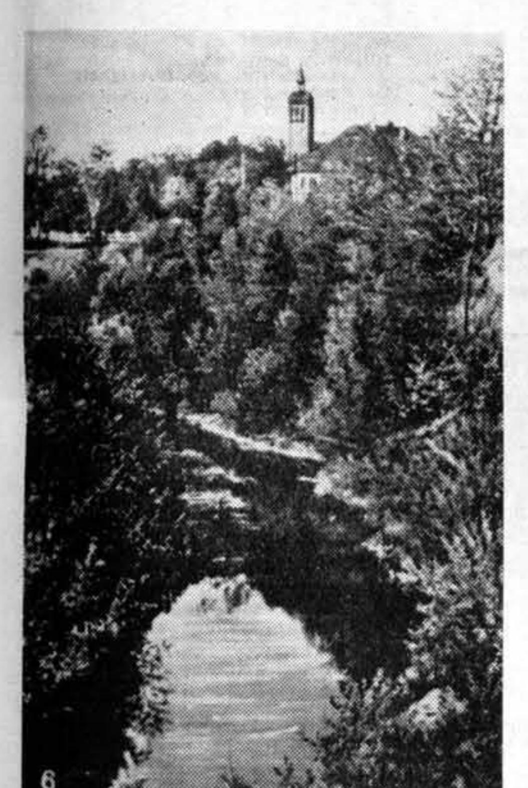
Angerapp/Darkehmen

Junghabicht zu kaufen gesucht

Ein Sommertag in den dreißiger Jahren. Von einem Gang durch sein großes Waldrevier kehrte unser Förster mit einem Junghabicht zurück. Der Gutsherr — es war A. W. v. Sanden-Friedrichsfeld — beglückwünschte ihn zu dem seltenen Fang.

Von seinem neuen Herrn wurde der Habicht liebevoll umsorgt und fand Bewunderung bei jung und alt.

Während der Mahlzeiten, die gemeinsam mit dem Schmiedemeister und dem Stellmachermeister des Gutes eingenommen wurden,



Blick über die Angerapp auf die Stadt. — Oben: im Vordergrund der Tote Arm des Flusses, Bildmitte hinten die Stadtkirche von Darkehmen.
Fotos Hilde Schäfer, Edith Boehm

mußte der Förster manche Flachserei über sich ergehen lassen. Eines Tages präsentierte er den beiden die Forstzeitung. In einer Anzeige suchte dort ein Dr. Tiermann aus Königsberg einen Junghabicht für seinen Hauszoo.

Sofort setzte sich der Förster mit dem Inserenten in Verbindung und erhielt wenige Tage später Nachricht. Als Treffpunkt wurde der Bahnhof Darkehmen-Ost ausgemacht.

An besagtem Tag erschien der Förster bei seinen Freunden in Schmiede und Stellmacherei. Sie hatten für den Transport einen schmucken Käfig gebaut, und mit geübtem Griff verfrachtete der Waidmann seinen Habicht darin. Mit überaus freundlichen Worten verabschiedete man sich.

„Na, Ernst. Under hundert Jille jef dem Vogel nich aff."

„Wenn sick dat lohnt, jef eck eenem ut", meinte er. Dann verschwand er mit seinem Prachtexemplar und ging zu dem zwei Kilometer entfernten Bahnhof Launingken.

Während der Fahrt wurde der Habicht vom Bürgermeister und vom Landjäger aus Eszergallen bewundert. Sie konnten es allerdings gar nicht fassen, daß solch ein Hühnerfresser auch noch einen Liebhaber finden sollte.

Pünktlich lief der Zug auf dem Bahnhof Darkehmen-Ost ein. Der Förster stieg aus und hielt vergeblich nach dem Käufer Ausschau. Nach der Beschreibung sprach er mehrere Herren an, aber keiner war jener Dr. Tiermann. Als auch der Anschlußzug aus Goldap den Bahnhof verlassen hatte, ohne daß inzwischen der Doktor aufgetaucht war, schöpfte der Förster Verdacht. Warum waren seine Kollegen nur so hilfsbereit gewesen?

Natürlich, sie hatten ihm einen Streich gespielt!

Der Bahnsteig war nun leer. Der Förster öffnete den Käfig und sein Habicht stolzierte heraus, schlug kräftig mit den Schwingen und erhob sich in die Lüfte. Über seinem Herrn drehte er noch einige Runden, so, als wolle er sagen: „Hab Dank für die gute Pflege in der Gefangenschaft." Zurück blieb der Waidmann mit dem leeren Käfig.

Das Spiel war uns. Der Förster machte noch einige Besorgungen in der Stadt und kehrte nach Hause zurück.

„Na Ernst, hett alles jeklappt?" fragten die Kumpane.

„Ju Hunde hebbe mie anständig renjelecht!" sagte er empört.

Einige Tage war der Förster noch ein bißchen eingeschnappt, zumal schon ein großer Teil der Bewohner von dem nicht alltäglichen Scherz gehört hatte.

Der zünftige Skatabend am Wochenende glättete die Wogen. Nach etlichen Runden Bier und Schnaps wurden alle Einzelheiten des gelungenen Streiches noch einmal genüßlich durchgekaut. Und was kam dabei heraus?

Dafür, daß der Förster seinen Kollegen bei den Tanzvergnügungen immer die schönsten Marjellchen weggeschnappt hatte, wollten seine Freunde ihn einmal gründlich ins Bockshorn jagen.

Natürlich erfuhr auch der Gutsherr von der Sache. Er hatte für solche Dummerhaftigkeiten immer Verständnis: „Spoaß mott sen, on Hofkes hebb wie noch mehr. . ."

Heinrich Hildebrandt

Sommer tohus

Nu weer gewachse, wat wi all
öm Freehjoahr utgeseegt,
wi föllde jetzt ons Schien un Stall,
ringsom wurd schon geheegt.

Wenn Heeg un Klee öm Schoppe drön
scheen drucken öngebroachd,
noah ging et wedder so doahenn,
wurd an de Ernt' gedoachd.

De Sommer weer so röchtig warm,
op hohem Halm dat Korn all stund,
de Voader nehm ons Mudder Arm
un ging möt ehr de Földer rund.

Öm Stölle hebbe sö gebäd:
De leewe Gott nu helpe mag,
dat sö ok ernte, wat gesät,
verschont von Regen, Hoagelschlag.

Denn ging dat grote Ernte an,
de Sense sunge Dag far Dag,
op Hocke stelld wi Garwe ran
und schaffd et under Tenn un Fach.

De Sonn, sö brennd vom Himmel heet,
de Loft sund stöll, sö flimmerd bloß'
de Dorscht weer grot, dick Händ un Feet:
„Ach Herrgott, loat e Windhauch los!"

Un manchmoal wurd et om ons schwart,
wi wußte, wat nu kömmt,
öm nächste Oogenblöck doa ward
de Himmelsorgel angestömmt.

Et brusd un jauld, et donnerd, blötzd,
als keem dat Jüngst' Gericht,
de Hoagel prasseld, schloag un fetzd —
un denn ward wedder Licht.

Hella Smolarczyk

Gerdauen

Der Pudel aus der Dorfkneipe

Er knurrte wohl bei jeder Gelegenheit, doch keineswegs bösartig. Giftig aber konnte er werden, wenn er von seinem größten Widersacher, dem Förster, gereizt wurde. Dann flatterten seine Ohrlappen, seine Augen sprühten und am liebsten hätte er ihn angesprungen. Warum sagte der auch immer, der Pudel wildere!

Bisher hatte man ihm noch nichts nachweisen können. Und so war es sein gutes Recht, die Beschuldigungen mit Entrüstung zurückzuweisen. Oft bedauerte der Pudel, daß er so klein war und der Förster ein Brocken von zweieinhalb Zentnern. Beim Disput war der Pudel aber jenem weit überlegen, und oft erheiterte ihr Dialog im Wirtshaus die Gäste.

Ich muß mich jetzt bei den beliebten Vierbeinern entschuldigen. Unser Pudel gehörte nämlich nicht zu ihrer Gattung. Er war vielmehr ein äußerst temperamentvoller Zweibeiner. Seinen Spitznamen verdankte er der Pudelmütze, die im Winter und im Sommer sein Haupt zierte und von der die Klappen herunterhingen wie die Ohren bei einem Pudel.

Der Anzug und die langen Stiefel waren immer ein paar Nummern zu groß und der kleine Kerl mit dem verschmitzten Gesicht wirkte recht erheiternd. Doch man hütete sich, ihn zu hänseln. Irgendwie zog man immer den Kürzeren, denn es gab nichts, was ihn einschüchtern konnte.

Sonst war er sehr verträglich und gutmütig. Wenn er Geld hatte — und das war sehr oft der Fall — lebte alles auf Pudels Kosten.

Die Dorfkneipe war sein eigentliches Zuhause. Hier fühlte er sich besonders wohl; war lustig, doch stets manierlich. Das wurde anders, wenn der Förster den Dorfkrug betrat. Dann rollte er mit den Augen und knurrte, seine Ohrklappen wackelten und herausfordernd fixierte er seinen Gegner in Erwartung der unvermeidlichen Auseinandersetzung.

„Na, Pudel! Du bist ja auch hier! Kannst du mir nicht sagen, wer gestern wieder im Wald herumgeknallt hat?"

„Sicher der wilde Jäger. Ich habe meinen Bock schon früher geschossen!" meinte der Pudel.

Wütend gab der Förster zurück: „Warte nur! Einmal kommt mir der wilde Jäger schon vor die Flinte. Dann gibt es kein Pardon!"

„Du triffst ja doch nicht. Daß man dich mit einer Flinte herumlaufen läßt, verstehe ich nicht. Wie leicht kannst du damit Unheil anrichten!" ärgerte der Pudel den Förster.

„Ich kenne den Wilddieb genau, und einmal werd' ich ihm das Handwerk legen!" drohte der Förster.

„Im Wald sind sehr viele Torflöcher. Da mußt du sehr aufpassen, daß nich mal reinfällst, da ist noch keiner herausgekommen!" warnte Pudel.

Bei der liebevollen Unterhaltung tranken sie gemeinsam ihren Schnaps und protesten einander zu.

Eines Tages erzählte der Pudel entrüstet, daß man ihn des Schmuggels verdächtige. Der Zoll habe soeben eine Haussuchung bei ihm vorgenommen.

„Außer einer leeren Spritkanne haben sie natürlich nichts gefunden, obwohl sie alles umgedreht haben. Die Spritkanne habe ich auf der Wiese gefunden — natürlich war sie voll. Als die Polizei auf den Hof kam, goß ich den Inhalt schnell in zwei Eimer und stellte sie auf die Wasserbank. Aber die Wassereimer interessierten den Zoll nicht. Sie entschuldigten sich und zogen wieder ab. — Na, und ich bin ja schließlich nicht nachträglich. Auf ihr Wohl hab ich dann einen großen Schluck aus dem Wassereimer genommen."

Einmal wurde dem Pudel dann sein ungewöhnliches Hobby doch zum Verhängnis. Wieder war die Polizei auf seinem Hof. Im Topf brodelte Elchfleisch. Aber das konnte man auf dem Markt kaufen und das war kein Beweis für Jagdfrevel. Man hatte wieder alles gründlich durchstöbert und wollte gerade die Haussuchung erfolglos abbrechen, als ein Zollbeamter, der die Scheune durchsucht hatte, nach oben blickte und an der inneren Giebelwand eine säuberlich aufgespannte Elchdecke erspähte — und die gab es auf keinem Markt zu kaufen.

Das Gericht in Bajohren hielt sechs Wochen Haft für ausreichend, um den Pudel von seinem Laster abzubringen.

Ob das wohl gelungen ist?

Ella Danner

Ein Gruß des Ostpreußenblattes . . .

Auch heute grüßen wir Leser und Freunde, die an diesem Wochenende zusammenkommen, um der Heimat zu gedenken. So manches Gespräch wird dabei den Stätten des einstigen Lebenskreises gelten und vielleicht kommt die Rede dabei auch auf den Ort, den unser untenstehendes Bild zeigt. Wer kennt ihn? Aus dem Kreis derer, die die richtige Antwort finden, losen wir diesmal drei Einsender aus, die wir mit einem Buchpreis bedenken. Einsendeschluß ist am 29. Juli. Ein frohes Wiedersehen mit Landsleuten und Freunden wünscht.

Ihr Ostpreußenblatt



Wer erinnert sich an diesen Blick und kennt den Ort?



An Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13, Postfach 8047

Bitte ausschneiden und auf Postkarte kleben — es werden nur Einsendungen auf diesem Abschnitt gewertet

Das Bild stammt aus meinem Heimatkreis

Es zeigt

Absender:

Wohnsitz in Ostpreußen

Abonnent des Ostpreußenblattes: Ja/nein

30

Der Landkreis Rotenburg (Wümme)

Patenkreis des Landkreises Angerburg (Ostpr.)

schreibt zum 9. Male den **Angerburger Literaturpreis** aus. Aufgrund der vom Kreistag am 17. März 1972 beschlossenen Richtlinien für die Verleihung des

Angerburger Literaturpreises

wird als Einsendetermin für literarische Werke Angerburger Schriftsteller oder den Kreis Angerburg betreffende literarische Werke deutschsprachiger Schriftsteller der **31. Dezember 1972** festgelegt.

Die Einsendung der Arbeiten wird an den Landkreis Rotenburg (Wümme), 213 Rotenburg (Wümme), Kreishaus, unter dem Stichwort „Angerburger Literaturpreis" **erbeten.**

gez. Janßen, Oberkreisdirektor

FAMILIEN-ANZEIGEN



Unsere lieben Eltern
Eduard Gregorzewski
und Frau
Helene, geb. Schröder
aus Liebenfelde (Mehlauken), Kreis Labiau
jetzt 4005 Meerbusch-Strümp/Düsseldorf, Bruchstraße 10
feierten am 14. Juni 1972 ihre GOLDENE HOCHZEIT

Wir sind glücklich, daß wir das Fest bei guter Gesundheit gemeinsam verleben durften und freuen uns sehr, all unseren lieben Freunden und Bekannten auf diesem Wege hiervon Mitteilung machen zu können.

HELMUT und HERBERT GREGORZEWSKI



Unsere lieben Eltern, Schwieger- und Großeltern
Paul Smaleit
und Frau
Emma, geb. Sudau
aus Tilsit, Clausiusstraße 11
begehen am 2. August 1972 das Fest der Goldenen Hochzeit.
Hierzu gratulieren sehr herzlich
Lotti und Erika
Schwiegersöhne
und 3 Enkelkinder
207 Ahrensburg, Bismarckallee 35



Am 21. Juli 1972 feiern der Landwirt
Fritz Tolkemitt
und seine Frau Gerda
geb. Brandstäter
aus Freiort, Kr. Lötzen, Ostpr.
ihre Goldene Hochzeit.
Es gratulieren
in Liebe und Dankbarkeit
die Kinder Georg und Gisela
mit ihren Familien

Das seltene Fest der GOLDENEN HOCHZEIT feierten am 6. Juli 1972 die Eheleute
Otto Heinrich
und Ida Heinrich, geb. Fiedler
aus Buchwalde, Kreis Pr.-Holland
jetzt 3206 Wohlenhausen Nr. 11, Kreis Hildesheim
Dazu gratulieren recht herzlich die Kinder und Enkelkinder



Am 30. Juli 1972 feiern unsere geliebten Eltern
Gustav Plew
und Frau Berta, geb. Nitsch
aus Konradswalde bei Perwilten
das Fest der GOLDENEN HOCHZEIT.
Es gratulieren herzlich
die dankbaren Kinder
Enkel und Urenkel
404 Neuß (Rheinland), Grefrather Weg 51

70

Am 26. Juli 1972 feiert unsere liebe Mutter und Oma
Ottilie Schöffel
geb. Wlotzka
aus Königsberg Pr., Hagenstraße 60
ihren 70. Geburtstag.
Wir gratulieren herzlich und wünschen Gottes Segen
ihre dankbaren Kinder
und Enkelkinder
882 Gunzenhausen, Lerchenstraße 7



Jahre
wird am 25. Juli 1972 meine liebe Mutter, Schwiegermutter, gute Groß- und Urgroßmutter, Frau
Anna Radszuweit
geb. Tumuscheit
zuletzt Tilsit - Gumbinnen, Ostpreußen
jetzt 875 Aschaffenburg, Frohsinnstraße 17
Es gratulieren herzlich und wünschen weiterhin Gesundheit und Gottes Segen
Gerda und Arthur Knof
Uwe Knof und Frau Margret
mit Michael und Christian
Karsten Knof
Jürgen Mierau und Frau Sabine
mit Petra
875 Aschaffenburg, Pfälzer Straße 6



Am 23. Juli 1972 feiert unser lieber Onkel seinen 81. Geburtstag
Albert Hollstein
Schmiedemeister
aus Karpauen, Kreis Angerapp
geb. in Gundau, Kreis Wehlau
Herzliche Glückwünsche und viel Gesundheit
Deine Nichte Irmgard
mit Gatten Wolfgang
und Klein-Markus
722 Dauchingen (Schwarzwald)

Am 7. Juli 1972 feierte unser Landsmann
Julius Kiesel
aus Memelwalde, Kr. Tilsit-Ragnit
in geistiger und körperlicher Frische seinen 85. Geburtstag. Dem Jubilar, der sehr rege an der landsmannschaftlichen Arbeit Anteil nimmt, wünscht die BERLINER KREISGRUPPE alles Gute für den weiteren Lebensweg.



Am 20. Juli 1972 wurde unser Vater
Adolf Engel
Laukitten, Kreis Heiligenbeil
90 Jahre alt.
Wir wünschen Gottes Segen
seine drei Töchter
und alle Verwandten
4451 Klausheide, Heckenweg 5

Anzeigentexte bitte deutlich schreiben

In den Frieden Gottes eingegangen meine geliebte Frau, unsere vielgeliebte Schwester, Schwägerin, Tante und Großtante
Meta Patschke
geb. Nachtigall
aus Lyck, Ostpreußen, Luisenplatz 11
* 29. 7. 1904 † 4. 7. 1972

In tiefer Trauer
Willi Patschke
Anna Nachtigall
Helene Nachtigall
Waldemar Nachtigall
Herta Nachtigall, geb. Dzudzek, **und Kinder**
Dr. Hans Joachim Streit
Marianne Löben, geb. Streit
und alle Anverwandten

5 Köln 91, Lüderichstraße 42, den 4. Juli 1972

Die Beisetzung fand am Freitag, dem 7. Juli 1972, um 13.15 Uhr von der Trauerhalle des Deutzer Friedhofes (Am Grauen Stein) aus statt.

Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.
Hebr. 13, 9

Nach Gottes heiligem Willen wurde unsere liebe Schwester
Diakonisse
Minna Balla
— geboren am 15. Januar 1895, zum Diakonissenamt eingesegnet am 23. Mai 1923 — am 6. Juli 1972 nach geduldig ertragenem Leiden aus diesem irdischen Leben abberufen.

Ev.-luth. Diakonissen-Mutterhaus Bethanien (Lötzen)
Diakonisse Elisabeth Gräning, Oberin
Pastor Günther Freytag, Vorsteher

457 Quakenbrück, den 6. Juli 1972

Die Beerdigung war am Samstag, dem 8. Juli 1972, um 9.30 Uhr auf dem evangelischen Friedhof in Quakenbrück.

Am 25. Juni 1972 verstarb in Neukloster (Mecklenburg) meine liebe Schwester, unsere Tante und Schwägerin
Margarete Regelski
aus Lötzen
im 73. Lebensjahre.

Im Namen aller Angehörigen
Herta Jorzick
87 Würzburg, Kleiststraße 5

Herr gedenke mein nach deiner Gnade.
Psalm 106, Vers 4

Am 30. Juni 1972 entschlief, im festen Glauben an ihren Erlöser, unsere herzensgute Mutter, Schwiegermutter, Oma, Uroma, Schwester, Schwägerin und Tante
Maria Zörner
geb. Kerlies
aus Jägershagen, Kreis Gumbinnen
im Alter von 88 Jahren.

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Gertrud Duwe, geb. Zörner
56 Wuppertal 2, Große Hakenstraße 19

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief am 26. Juni 1972 unsere gütige, liebevolle Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante
Clara Halle
geb. Czwikla
aus Lyck, Ostpreußen, Soldauer Weg 11
im 80. Lebensjahre.

In stiller Trauer
Franz Tesch und Frau Eleonore, geb. Halle
Manfred Halle und Frau Ursula, geb. Hemmerling
Wolfgang Tesch als Enkel
und alle Verwandten

236 Bad Segeberg, Falkenburger Straße 74
Die Beisetzung fand am 29. Juni 1972 in Bad Segeberg statt.

Nach einem schaffensreichen, erfüllten Leben und nach vielen, mit Geduld getragenen Leiden verstarb am 29. Juni 1972 meine herzensgute Muttel, meine gute Schwiegermutter und meine einzig-liebe Omi, Frau
Erna Unger
verw. Dobrigkeit, geb. Mallunat
im Alter von fast 75 Jahren.
In stillem Gedenken an meinen gütigen Vater, Herrn
Max Dobrigkeit
ehem. Erbhofbauer
in Karkeln am Kurischen Haff, Ostpreußen
verstorben in russischer Gefangenschaft am 15. Juni 1945

In tiefer Trauer
Hildegard Schreyer, verw. Reidies, geb. Dobrigkeit
Dr. Emil Schreyer
Carola Schreyer

8 München 60, Menterstraße 49, den 29. Juni 1972

Meine liebe Nichte, unsere Kusine und Tante
Adelheid Zabbee
geb. 1. 5. 1922 in Domnau, Ostpreußen
gest. 10. 7. 1972 in Georgsmarienhütte
wurde von ihrem langen, schweren Leiden erlöst.

Elsbeth Muhlack
5 Köln 91, Lüttringhauser Straße 12
Reinhard Wischnewski
Margret Wischnewski, geb. Lüttich
Silke und Astrid Wischnewski

325 Hameln, Felsenkellerweg 33 E

Wir haben sie am 14. Juli 1972 auf dem Friedhof in Georgsmarienhütte zur letzten Ruhe gebettet.

In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott.
Psalm 31, 6

Herr über Leben und Tod, nahm unerwartet unsere [illegible]r, Schwiegermutter und Oma
Helene Kuczewski
geb. Giesa
aus Sonntag, Kreis Sensburg
im Alter von 76 Jahren zu sich in sein himmlisches Reich.

In tiefer Dankbarkeit
Friedrich Berges
und Frau Emmy, geb. Kuczewski
mit Gunter, Holger und Rainer

68 Mannheim 51, Wilh.-Furtwängler-Straße 70, den 5. Juli 1972

Fern der Heimat entschlief unsere Mutter
Gertrud Neitzel
* 1. 6. 1885 † 30. 6. 1972
aus Neukuhren, Ostpreußen

Es trauern
Heinz, Hildegard und Regina

493 Detmold, Südholzstraße 56
Die Trauerfeier fand in Recklinghausen statt.

Herr, dein Wille geschehe!

Plötzlich und unerwartet nahm der Herr über Leben und Tod meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Berta Böttcher
geb. Kutning
aus Gumbinnen, Nachtigallensteg 2

im Alter von 79 Jahren zu sich in sein himmlisches Reich.

In Liebe und Dankbarkeit
Karl Böttcher
Oskar Lagodny und Frau Hildegard, geb. Böttcher
mit Elke, Ute und Uwe
Theodor Lohmann und Frau Gertrud, geb. Böttcher
mit Karin
Hans-Erwin Aßmuth und Frau Doris, geb. Lohmann

4441 St. Arnold, Schillerstraße 33, den 28. Juni 1972

Die Trauerfeier fand am 3. Juli 1972 in Neuenkirchen statt.

Fern unserer geliebten Heimat mußte uns durch Raubmord in der U-Bahn unsere einzige liebe Schwester und Tante

Helga Sochor
* 2. 9. 1910 in Königsberg Pr.
dann Schmalleningken (Memelgebiet), zuletzt Tilsit

am 25. Juni 1972 für immer verlassen.

In tiefer Trauer
im Namen aller Verwandten
die Brüder
Artur König und Frau Berta
2 Hamburg 74, Möllner Landstr. 22
Benno König und Frau Hedwig
2 Hamburg 70, Moorgrund 51
Ernst König und Frau Ilse
2 Hamburg 70, Moorgrund 49
Renate als Nichte mit Ehemann Armin und Klein-Sabine

Am 6. Juli 1972 wurde unsere Tante im 82. Lebensjahre von ihrem langen, schweren, mit großer Geduld ertragenen Leiden erlöst.

Frida Schneidereit
aus Tilsit, Ostpreußen

In stiller Trauer
Rosemarie Schneidereit
4970 Bad Oeynhausen, Tilsiter Straße 18
Friedrich-Wilhelm Schneidereit
5204 Lohmar 1, Weegen-Schwalbenweg 1

5921 Beddelhausen üb. Berlbg., Haus Ederhöhe

Am 2. Juli 1972 entschlief sanft und völlig unerwartet mein geliebter Mann, unser treusorgender, guter Vater, mein lieber Sohn und Bruder

Dr. Siegfried Landeck
Mathildenhof, Kreis Lyck

kurz vor der Vollendung seines 60. Lebensjahres fern seiner geliebten ostpreußischen Heimat.

In tiefer Trauer
Dr. Benigna Landeck, geb. Lubenau
Dr. Armin Landeck
Gert Landeck
Herta Chmielewski-Landeck, geb. Siegmund
Elisabeth Ungerer

3185 Velpke, Oebisfelder Straße 45

Fern seiner geliebten ostpreußischen Heimat ist am 28. Juni 1972 mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwieger- und Großvater, Schwager und Onkel

Otto Waschkies
aus Ulmental, Kreis Tilsit-Ragnit

sanft entschlafen.

In stiller Trauer
die Gattin
Ella Waschkies, geb. Eckert
sowie Kinder
und Angehörige

7061 Weiler/Rems, Karlsbader Straße 2

Mein lieber Mann, unser gütiger Vater, Schwiegervater und Großvater ist nach 49jähriger glücklicher Ehe von seinem schweren Leiden erlöst worden.

Pol. Med.-Rat a. D.

Dr. med. Hartwig Brasch
Facharzt der Dermatologie
Oberstabsarzt d. R.
Inhaber des Eisernen Kreuzes 2. und 1. Klasse und des mecklbg. Goldenen Verdienstkreuzes
geb. 13. 2. 1890 gest. 10. 7. 1972
aus Königsberg Pr.

In tiefer Trauer
Ilse Brasch, geb. Framm
Ingrid Segert, geb. Brasch
Dr. med. dent. Jörg-Peter Brasch
Dr. med. dent. Adolf Segert
Ursula Brasch, geb. Fleischmann
und 6 Enkelkinder

24 Lübeck, Forstmeisterweg 3

Die Trauerfeier fand am Freitag, dem 14. Juli 1972, um 12.10 Uhr in der Kapelle II des Vorwerker Friedhofes statt.

Was verging, kehrt niemals wieder, ging es aber leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück.

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief fern seiner unvergessenen Heimat mein lieber, guter Mann und treuer Lebenskamerad, unser treusorgender Vater und Schwiegervater, unser gutherziger Großvater, Schwager und Onkel

Lehrer und Kantor

Arthur Fischer
aus Leunenburg, Kreis Rastenburg

im Alter von 73 Jahren.

In stiller Trauer
Helene Fischer, geb. Briese
Gisela Espenhahn, geb. Fischer
Johannes R. Espenhahn
Ulrich und Martin als Enkel
und alle Anverwandten

581 Witten-Heven, Kleff 46, den 1. Juli 1972

Die Trauerfeier mit anschließender Beisetzung fand statt am Donnerstag, dem 6. Juli 1972, in der Halle des Friedhofes in Witten-Heven.

Nach einem arbeitsreichen Leben entschlief heute nach langer, schwerer Krankheit im 76. Lebensjahre mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater und Großvater

Kurt Budwitz
Oberförster a. D.
Oberleutnant der Res.
aus Kurau, Ostpreußen

In stiller Trauer
Lina Budwitz, geb. Nowozin
Werner Budwitz
Jürgen Budwitz
Anneliese Mattern
und Familien

7136 Ötisheim, Maulbronner Straße 41, den 10. Juli 1972

Nach einem erfüllten Leben entschlief plötzlich unser lieber Vater, Schwiegervater und Großvater

Fritz Turowski
geb. 3. 5. 1893 gest. 2. 7. 1972
aus Ebenfelde, Kreis Lyck, Ostpreußen

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Margarete Hoffmann, geb. Turowski
Dr. med. Ernst Hoffmann
Wien/Vösendorf

2432 Lensahn (Ostholstein), Bredenfeldstraße 20

Die Trauerfeier fand am 6. Juli 1972 in der Kirche zu Lensahn statt.

Müh' u. Arbeit war das Leben, Ruhe kann nur Gott uns geben!

Nachruf

Wir gedenken unserer lieben Söhne

Erwin Schirmann
23. 1. 1919 27. 5. 1941
(Seemannstod)
Maschinist
auf der Bismarck

Gerhard Schirmann
23. 3. 1925 2. 7. 1971
(Herzinfarkt)
Monteur

sowie ihrer unvergessenen Mutter, meiner lieben Frau

Betty Schirmann
geb. Karpa
26. 4. 1892 August 1947
Königsberg Pr., Gerlachstr. 96 d

Im Namen aller Angehörigen
Andreas Schirmann

3251 Feggendorf (Deister), Im Lachdorf 1 Juli 1972

Nach einem mit viel Energie und Ausdauer getragenem Leben, ausgefüllt mit Arbeit, Liebe und Schmerz sowie der Sorge um die Seinen, starb heute, fern der von ihm über alles geliebten Heimat, nach langer, schwerer Krankheit, jedoch plötzlich und unerwartet, mein inniggeliebter Mann, unser guter, treusorgender Vater, Schwiegervater, Opi, Bruder, Schwager und Onkel

Landwirt

Willy Wiechert
aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, Ostpreußen

In tiefer Trauer
Gertrud Wiechert, geb. Korell
Ilse Wiechert
Fritz Wiechert, vermißt in Ostpreußen
Martin Naber und Frau Waltraut, geb. Wiechert, mit Marion
Edith Berg, geb. Wiechert

3284 Schieder (Lippe), Ostpreußenstraße 2, den 12. Juli 1972



Wir trauern um unseren

Kreisältesten

Willy Wiechert
* 10. 6. 1897 in Bladiau
† 12. 7. 1972 in Schieder (Lippe)

Sein Wirken für die Heimat gab uns immer ein Beispiel. Sein Wissen, sein Rat und seine Freundschaft werden uns fehlen.

Kreisgemeinschaft Heiligenbeil
Georg Vögerl, Kreisvertreter

Heute entschlief nach kurzem Krankenlager unser lieber Vater, Schwiegervater, Großvater, Urgroßvater, Bruder, Schwager und Onkel

Karl Hennig
Oberleutnant der Gendarmerie a. D.
aus Sudehnen, Kreis Angerapp

im Alter von 85 Jahren.

In stiller Trauer
Erika Peters, geb. Hennig
Herbert Peters
Gertrud Bayer, geb. Hennig
Hans Bayer
Hans Hennig und Frau Else
Dorothea Stier, geb. Hennig
Helmut Stier
Enkel, Urenkel und Anverwandte

5205 St. Augustin 1 (Buisdorf), Ringstraße 68, den 11. Juli 1972

Die Beerdigung fand am Freitag, dem 14. Juli 1972, um 9.00 Uhr auf dem Nordfriedhof in Siegburg statt.

Nach schwerer Krankheit, immer auf Genesung hoffend, ist mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater und Großvater

Johann Mielinski
aus Nieden, Kreis Johannisburg, und Kraussen bei Königsberg Pr.

im 75. Lebensjahre für immer von uns gegangen.

Wir gedenken seiner in Dankbarkeit und Liebe.

In stiller Trauer
Christel Mielinski, geb. Leißner
Joachim Mielinski
und Frau Sieglinde, geb. Weiß
Hans-Georg Mielinski
und Frau Brigitte, geb. Oesau
Roman, Andrea und Bettina

2082 Tornesch, Am Grevenberg 13, den 20. Juni 1972

Die Beisetzung hat am 26. Juni 1972 in Tornesch stattgefunden.

Am 11. Juni 1972 verstarb in Rinteln in ihrem 82. Lebensjahr Frau

Gertrud Mentz
geb. Jander

Sie war die Gattin des letzten Direktors unserer alten Schule, D. Dr. Arthur Mentz, dessen Vermächtnis sie unter uns treu verwaltete.

Wir danken ihr für alles, was sie uns an Güte und Liebe erwiesen hat.

Ihr Andenken wird unter uns in Ehren gehalten werden.

Der Freundeskreis des Stadtgymnasiums
Altstadt-Kneiphof zu Königsberg (Pr)
I. A. Werner Weigelt

Gewaltiger - und nicht Gewalt-Verzicht

Deutsche Ost- und russische Westpolitik im Spiegel eines neuen Buches

Paul Wilhelm Wenger, geboren 1912, studierte Theologie, Geschichte und Rechtswissenschaft. Im zweiten Weltkrieg war er Soldat, zuletzt Oberleutnant der Reserve.

Dieses Buch ist eine der logischsten und schärfsten Verurteilungen der Ostverträge, die bekanntgeworden sind. In außerordentlich knapper Form, wenn auch nicht ganz ohne Wiederholungen — die allerdings bei diesem Thema um der Wirkung willen einfach nicht zu vermeiden sind — deckt er den Sinn und die Wirkung dieser Verträge auf. Für ihn sind es keine Gewaltverzichtsverträge, sondern ein einwandfreier Rechtsverzicht. Dies beweist er auf knappem Raum unwiderleglich.

Dem ersten Kapitel stellt der Verfasser mit Recht folgendes Zitat voran:

> Wer die Außenpolitik nach 25 Jahren rückwärts entnazifizieren will, der muß sie auch vorwärts entbolschewisieren.

„25 Jahre sind genug! Wir haben alles schon vor 25 Jahren verloren!" Unter diesem Motto dröhnt die Propagandatrommel seit Antritt der sozial-liberalen Koalition auf Hochtouren. Wenger weist überzeugend darauf hin, daß der wahre Autor Ulbricht heißt, der diese Formel 1965 mit „zwanzig Jahre sind genug" aus der Taufe hob. Es bedurfte also nur einer knapp fünfjährigen Inkubationszeit, bis sie von der sozial-liberalen Koalition vorbehaltlos übernommen wurde. Diese politische Droge hatte — wie Wenger schreibt — eine dreifache Wirkrichtung: Entlastungsgefühl für die Jungen, Jugendgefühl für die Alten und für beide Gruppen Verdrängung der sowjetischen Hegemoniegefahr.

Wer sich dieser 25-Jahres-Formel nicht widerstandslos beugt, ist ein rechthaberischer Querulant, ein altlodischer Querkopf und deshalb nicht ernst zu nehmen. So jedenfalls hatten sich — nach Wenger — die aus dem Sozialistischen Studentenbund stammenden Chefideologen des Palais Schaumburg, an ihrer Spitze Kanzleramtsminister Ehmke, die Wirkung dieser Parole auf die damals bevorstehenden Landtagswahlen vorgestellt, die — wenigstens im Bundesrat — eine Verbreiterung der schwachen Mehrheit der linken Koalition bringen sollte. Daß es genau umgekehrt kam, konnte allerdings das Sendungsbewußtsein des Bundeskanzlers auf seinem Verzichtritt nach Moskau nicht aufhalten, denn seine Marschrichtung geht klar aus einem Zitat hervor, das Wenger einem Buch über Willy Brandt von Klaus Harpprecht entnommen hat, es lautet:

> „War er Thomas Mann auf den Spuren, als er nach der Wahl ins Kanzleramt halb gerührt, halb trocken bemerkte, nun habe Hitler den Zweiten Weltkrieg endgültig verloren."

Bisher war ich allerdings immer der Ansicht, ein Bundeskanzler sei durch seinen Diensteid angehalten, aus dem Zusammenbruch von 1945 das nur erdenklich Mögliche zum Besten des deutschen Volkes herauszuholen.

Hier soll gleich noch ein weiteres Zitat angefügt werden, das in beklemmender Weise das sowjethörige linke Geschichtsbild der sozial-liberalen Regierungsmannschaft enthüllt:

> Trotz der Blockade Berlins im Mai 1948 durch Stalin, trotz des Panzereinsatzes gegen die Rebellion in der Sowjetzone am 17. Juni 1953, trotz der blutigen Niederwerfung der ungarischen Rebellion vom November 1956 und trotz des Einmarsches in die Tschechoslowakei vom 21. August 1968 erklärte Kanzleramtsminister Horst Ehmke im Herbst 1970 in einer Fernsehsendung der Appel-Runde des ZDF, wir hätten „immerhin 25 Jahre Frieden in Europa gehabt. . ."

Bahr's 22 Worte

Durch solche Äußerungen wird die Breschnew-Doktrin durch die sozial-liberale Regierung nicht nur toleriert, sondern anerkannt. Wenn ein solcher „Friedhofsfrieden" mit diesen Ostverträgen unter Aufgabe der Freiheit erreicht werden soll, dann können wir darauf wirklich verzichten.

Die gemeinsame deutsch-sowjetische Formel im Artikel 3 des Vertrages lautet:

„. . . sie betrachten heute und künftig die Grenzen aller Staaten in Europa als unverletzlich, wie sie am Tage der Unterzeichnung verlaufen."

Mit diesen 22 Worten hat Egon Bahr im Auftrag des Bonner Kabinetts unter neunfacher deutscher Kompetenzüberschreitung die russische Annektierung der baltischen Staaten, Ostpolens, der Karpato-Ukraine, des Buchenlandes, Bessarabiens und Kareliens für alle Zukunft anerkannt. Russische Gegenleistung: Null."

So kommentiert Wenger mit Recht diesen Tatbestand. Brandt und die Bundesrepublik haben nicht die geringste Legitimation, für die obengenannten Völker zu sprechen. Es ist deshalb einfach nicht wahr, wenn Herr Brandt in seiner Anzeigenkampagne behauptet, diese Verträge dienen der Verständigung der Völker. Eine solche Handlungsweise kann uns nur die abgrundtiefe Verachtung der osteuropäischen Völker, ja einen Haß über Generationen hinweg einbringen. Dabei ist der Bundeskanzler laut Amtseid verpflichtet, Schaden vom deutschen Volk zu wenden!

Nach Wenger hat ein Gewaltverzicht nur dann einen Sinn, wenn strittige Punkte bestehen bleiben, aber eben ausschließlich durch friedliche Mittel der Politik gelöst werden sollen. Ein Gewaltverzicht ist sinnlos, wenn vorher strittige Punkte durch einseitige Aufgabe des deutschen Rechtsstandpunktes ausgeräumt sind.

Hier bietet sich wieder ein Zitat aus diesem Buch an:

> „Günter Gaus: ‚Haben wir nicht das Recht und auch die Pflicht, über das Verlangen jener, für die die Selbstbestimmung sein soll, hinwegzugehen?'
> Herbert Wehner: ‚Nein, das Recht haben wir nicht. Wir wären Strolche.
> Es sind zwei völlig verschiedene Fragen, ob ich ein Recht durchsetzen kann, oder ob ich das Recht, das nicht durchzusetzen ist, wachhalte'."

Wenn heute die Abgeordneten der Koalition, die es mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren konnten, für die Ostverträge zu stimmen, als Verräter, Renegaten und Verfälscher des Wählerwillens verunglimpft werden, dann zeigt das obige Zitat eindeutig, daß sich nicht diese Menschen geändert, sondern ihre Parteien eine Schwenkung um 180 Grad gemacht haben.



Verfälschtes Geschichtsbewußtsein: Trotz 17. Juni 1953 . . .

Aber es kommt gleich noch schlimmer. Die Präambel zum Rechtsverzicht in Artikel 3 des Vertrages lautet:

> „In Übereinstimmung mit den vorstehenden Zielen und Prinzipien stimmen die Bundesrepublik Deutschland und die Union der sozialistischen Sowjetrepubliken in der Erkenntnis überein, daß der Friede in Europa nur erhalten werden kann, wenn niemand die gegenwärtigen Grenzen antastet."

Wenger bemerkt hierzu folgerichtig, dieses „niemand" sei für den Kreml die Umkehrformel für „jedermann". Das heißt, nicht nur die politischen Organe der Bundesrepublik, sondern darüber hinaus jeder Bundesbürger wird verpflichtet, Kritik an den Verträgen zu unterlassen. Die Bundesregierung hat darüber zu wachen, wenn sie nicht die Gefahr der Intervention wegen Vertragsbruch heraufbeschwören will. Da aber die Bundesregierung dazu laut Grundgesetz Artikel 5 (freie Meinungsäußerung) gar nicht befugt ist, wird klar, daß dieser Artikel absolut verfassungswidrig ist.

Im weiteren Verlauf des Buches zeigt Wenger noch einige, wenn auch reichlich verschwommene, Alternativen auf, wobei man allerdings nicht übersehen darf, daß sie bereits aus den fünfziger Jahren stammen. So schwebt ihm eine Art „östlicher Montan-Union zwischen der Sowjetzone, Polen und der Tschechoslowakei vor. Sie sollte selbständig neben der westlichen bestehen, beide sollten in Berlin eine Clearingstelle für ihre Kooperation errichten."

Wer das System der Marktwirtschaft im freien Westen und die kommunistische Planwirtschaft kennt, ganz abgesehen von der augenblicklichen Überproduktion an Steinkohle in der Bundesrepublik, kann sich hieraus schwer einen Vers machen. Wer die Abneigung der Sowjets gegen die EWG kennt — wenn die Sowjets jetzt auch, unter dem verfrühten Jubel der sozial-liberalen Koalition, ihr Bestehen zwar zur Kenntnis genommen, jedoch nicht gesagt haben, daß sie mit der EWG verhandeln würden — der kann sich kaum vorstellen, daß die Sowjets einer derartigen Aufweichung des, für sie so wichtigen Comecon zugestimmt hätten, oder zustimmen würden.

Eine ebenfalls merkwürdige Einstellung zum deutsch-polnischen Frieden zitiert Wenger aus seinem eigenen Buch „Wer gewinnt Deutschland", das 1959 erschienen ist:

> „Deutschland zediert seinen Anspruch auf Herausgabe der Nordhälfte Ostpreußens an Polen. Polen gewinnt dadurch die heißersehnte eigene Ostseeküste sowie ein klar abgerundetes Staatsgebiet. Es kann das, vor allem seelisch für Deutschland unverzichtbare Schlesien bis zur hinteren Neiße — also einschließlich Breslaus — sowie Pommern und Ostbrandenburg, die alte Neumark, zurückgeben. . ."

Es ist beim besten Willen nicht einzusehen, warum Schlesien „seelisch für Deutschland" unverzichtbarer sein soll, als Ostpreußen. Das südliche Ostpreußen soll nach diesem Zitat dann anscheinend der Dank dafür sein, daß die Polen den nördlichen Teil Ostpreußens gnädig annehmen. Außerdem sollte man doch endlich mit der alten These aufhören, ein Staat brauche unbedingt einen Zugang zum Meer, um gedeihen zu können. Die Schweiz mit ihrer blühenden Wirtschaft, ebenso wie Ungarn und die Tschechoslowakei — jedenfalls unter bürgerlichem Regime — beweisen klar das Gegenteil.

Revolutionshebel

In der ganzen Diskussion über die Ostverträge gibt es nach Ansicht von Wenger ein sorgsam gepflegtes Tabu.

Jeder werde als „bösartig" bis „infam" gerügt, der darauf hinweise, daß sich der radikale Neomarxismus der Jungsozialisten und ihrer älteren Nachläufer durch die Ostverträge ermutigt fühle, die sozialistische (sprich kommunistische, denn eine andere ist es ja nicht) Umformung der Bundesrepublik zu fordern. Es ist das erklärte Ziel dieser Kreise, die parlamentarische Demokratie mit Hilfe des „imperativen Mandats" durch den sozialistischen Befehlszwang zu ersetzen.

Die Forderungen, dieses parlamentarische System — wenn notwendig mit Gewalt zu beseitigen — mehren sich in beängstigendem Maße. Die Lauheit, mit der der Bundeskanzler als Parteivorsitzender mit seinem Führungsgremium diesen Bestrebungen entgegentritt, lassen vermuten, daß sie ihm gar nicht so unangenehm sind, er sich sogar von den Ostverträgen eine Rückendeckung in dieser Richtung verspricht. Dazu paßt, nach Wenger, auch seine Abneigung es in der EWG zu einer politischen Union kommen zu lassen. Anders ist ja wohl seine Äußerung in einem Interview, das er kürzlich einer dänischen Zeitung gab, wo er sagte, an eine gemeinsame Außenpolitik der EWG sei auf Jahre hinaus nicht zu denken, nicht zu verstehen.

Zu diesem Thema sagt Wenger:

> „Der fatale Zusammenhang zwischen den Ostverträgen und dem Linksruck in der SPD rührt an die Wurzeln unserer freiheitlichen Existenz. Er wird von den Reisläufern in den großen Kommunikationsmedien systematisch verschleiert."

Das Godesberger Programm kann man heute jedenfalls nur noch als ein wurmzerfressenes Feigenblatt für Dumme ansehen. Andernfalls hätten ja wohl die Demokraten in der SPD, die die Zeit gekommen sahen, die Notbremse zu ziehen, wie z. B. der Münchner Oberbürgermeister Vogel, eine etwas artikuliertere Unterstützung von der Parteispitze in Bonn erhalten.

Erich v. Selle

P. W. Wenger: Die Falle, Deutsche Ost- und Russische Westpolitik. Seewald-Verlag, Stuttgart, 214 Seiten, Ln. DM 18,—, Pbck. DM 12,80.



. . . und Novemberaufstand 1956 in Ungarn: **„Immerhin 25 Jahre Frieden in Europa"**

Fotos (2) dpa